

REZENSIONEN

ZDL 86, 2019/1, 93–97

Lieselotte Anderwald / Jarich Hoekstra (Hg.) (2017)

Enregisterment. Zur sozialen Bedeutung sprachlicher Variation

Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang, 231 S. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft. 8).

€ 55,95

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes beschäftigen sich titelgebend mit „Enregisterment“ – das heißt grob gesagt dem Stilisieren eines sprachlichen Registers mit gruppensozialer Bedeutung (auf der Basis von Stereotypen).

Es handelt sich nach dem Wissen des Rezensenten um den ersten ausführlichen Sammelband, der dezidiert diesem Thema gilt. Im Buch sind Studien aus erfreulich vielen Fächern – Anglistik, Germanistik, Romanistik und Skandinavistik – versammelt. Neben einer groben philologischen Gruppierung der Beiträge im Buch lassen sich über die Fächer hinweg ähnliche inhaltliche Schwerpunkte festhalten:

- a) Kommodifizierung (BEAL, GERWIN, MAIR, EGGERT und ELEMENTALER / NIEBUHR), das heißt die kommerzielle Nutzung nicht-kommerzieller sozialer Institutionen, zum Beispiel Sprachen und Varietäten, und das Enregisterment (regionaler) linguistischer Merkmale zu diesem Zwecke
- b) geordnete Indexikalität (HÖDER, CHRISTEN und HOINKES), das heißt die Einteilung sprachlicher Zeichen nach Indexikalitätsstärke sozialer Bedeutungen, und zwar aufsteigend nach Indikatoren, Markern oder (enregisterten) Stereotypen
- c) *Linguistic Landscapes* (SCHMITZ), das heißt die „Kartierung“ von Sprachen und Varietäten im öffentlichen Raum nach Quantität und linguistischen Charakteristika, mittels öffentlicher In- und Aufschriften

BARBARA JOHNSTONE führt allgemein ins Thema Enregisterment ein und fasst die Entstehungsgeschichte des Ansatzes knapp zusammen. Exemplarisch schließt JOHNSTONE eine Analyse anhand eines enregisterten Dialektrepertoires, des „Pittsburghese“ in den USA, an. Sie veranschaulicht mittels Gesprächsanalysen von Interviews und Befragungen nach der *matched-guise*-Technik, wie bestimmte großregionale und allgemein non-standardsprachliche linguistische Merkmale zu einem stilisierten, sozial bedeutsamen städtischen Register zusammengesetzt werden. Dabei geht es ihr um das Freilegen der sprachlichen Ideologien und soziolinguistischen Hintergründe der ProbandInnen (vergleiche S. 18), die das Enregisterment des „Pittsburghese“ und das Selbstbild der SprecherInnen bedingen.

JOAN C. BEAL behandelt in ihrem Beitrag das „Sheffieldish“ als Vertreter des stereotypen „Northern English“. Sie legt den Schwerpunkt der Betrachtung deutlich auf „Kommodifizierung“ (S. 39) des „Sheffieldish“ und analysiert dies anhand von Werbematerial wie T-Shirts und Tafeln, aber auch mittels historischer metasprachlicher Textbelege. BEAL arbeitet soziale Stereotypen für

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

„Northern (English)“ mit Attributen wie „strong“ (gegenüber „soft“ „Southern [English]“) heraus. Diese Zuschreibungen signalisieren Authentizität (S. 30), einen heute für regionale Produkte zentralen Werbefaktor.

JOHANNA GERWIN zeigt soziolinguistische Forschungsergebnisse zu Dialekten in der britischen (Indie-)Popmusik, die sie entsprechend dem Rahmen des Enregisterments chronologisch aufbereitet. Auf eine Selbststilisierung britischer Popgruppen nach dem Vorbild von US-Rock-'n'-Roll-Gruppen, um die eigene Musik als „amerikanisch“ zu enregistern (und zu verkaufen), etwa über alveolar flapping von [t] zu [ɾ], Rhotizität und anderes (vergleiche S. 48–50), folgt ein Wandel mit der Punk-Bewegung der späten 1970er. In deren Folge werden stereotype britische (vor allem Cockney-)Merkmale wieder vermehrt eingesetzt, um dem heimischen Zielpublikum (Jugendliche aus der Arbeiterklasse) eine Projektionsfläche für ihre Identität zu bieten. In jüngerer Zeit vermischen sich im Gesangsstil öfters derartige „Britishness“ und traditionelle „Amerikanismen“.

CHRISTIAN MAIR beschäftigt sich mit dem Enregisterment von Kreolsprachen im britisch-(post-)kolonialen Kontext am Beispiel des „Jamaican Creole“. Um die Stabilität dieser Kreolsprache im Gebrauch zu erklären, benutzt MAIR das Konzept des *covert prestige* (S. 70). Die Ausbreitung der Sprache oder bestimmter Ausprägungen von ihr („dread talk“, „rude talk“) in stilisierter Form auch bei Nicht-Jamaikanern scheint ein Mittel jugendlicher Identitätskonstruktion zu sein und kann, ähnlich wie nationale/regionale Register, über die Popmusik (vergleiche GERWIN) verbreitet werden. Allerdings dürfte zur Bekanntheit des stilisierten bzw. enregisterten Jamaican Creole auch dessen Präsenz in der Literaturszene und in digitalen Medien (zum Beispiel Facebook-Gruppen) beitragen, die, so MAIR, letztlich durch Globalisierung befördert werde (S. 81–84).

ELMAR EGGERT untersucht das Enregisterment der Regionalsprache Pikardisch („Sch'ti“), insbesondere im Film „bienvenue chez les Ch'tis“ (dt.: „Willkommen bei den Sch'tis“). „Sch'ti“ als Register stammt von der Selbstbezeichnung pikardischsprechender Frontsoldaten Frankreichs im Ersten Weltkrieg und ist nicht als Varietät des Französischen, sondern als galloromanischer Dialekt zu sehen (S. 88–89). Nach einer linguistischen Charakterisierung erläutert EGGERT die sprachpolitische Situation des Pikardischen in Frankreich und Belgien sowie das lange Zeit negative Stereotyp des „Sch'ti“ (unter dessen SprecherInnen wie unter Außenstehenden), das sich erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts ins Positive wandelt und zum Beispiel im genannten Film mit Werten wie „Bauernschläue“ und „Herzlichkeit“ assoziiert wird.¹ EGGERT deutet diesen Wandel als Folge der Globalisierung (vergleiche auch MAIR), durch die eigene und fremde Varietäten stärker reflektiert würden.

MICHAEL ELEMENTALER und OLIVER NIEBUHR tragen eine strukturierte und detaillierte Analyse der Kommodifizierung des Niederdeutschen und „dialektal [niederdeutsch] gefärbte[r] Ausprägungen des Hochdeutschen“ (S. 109) in norddeutschen Städten bei. Als Fazit lässt sich festhalten, dass beispielsweise in Flensburg das „Petuh“ eindeutig als Register verankert ist und darüber hinaus kommodifiziert wird, das „Missingsch“ in Kiel hingegen nie die dafür nötige hohe Indexikalität erreicht hat. Kiel nimmt damit auch eine Sonderrolle in Norddeutschland ein, wo das Niederdeutsche sonst überwiegend enregistert wird (S. 134–135).

HELEN CHRISTEN untersucht das indexikalische Potenzial von Ortsnamen in der Deutschschweiz. Dabei nutzt CHRISTEN die Trennung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die in der Deutschschweiz tendenziell auch bei den Ortsnamen mit der Diglossie Dialekt-Standarddeutsch einhergeht, wie ein Anrufexperiment bei Gemeindeverwaltungen zeigte. Als „authentisch“ enregistert sind die dialektalen Ortsnamenformen (S. 147), die von der Mündlichkeit in die Schrift-

lichkeit übertragen werden (Gemeindezeitungen, Produktnamen, Werbetafeln). In der Indexikalitätsordnung hebt diese Übertragung die dialektalen Namen von Markern zu enregistrierten Stereotypen.

ULRICH SCHMITZ konzentriert sich auf *Linguistic Landscapes* am Beispiel der öffentlich sichtbaren Mehrsprachigkeit in Städten des Ruhrgebiets. Die hypothetische Dominanz des (Standard-) Deutschen wird relativiert durch kommerzielle und transgressive Zeichen in zahlreichen anderen Sprachen sowie „Nonstandard“-Varietäten des Deutschen (beides je nach Stadtteil). SCHMITZ reflektiert seine quantitative Methodik und weist darauf hin, dass man nicht nur Sprach- und Varietätenstatistiken bei öffentlichen In- und Aufschriften, sondern auch deren Salienz messen müsste – was methodisch schwierig bleibt (S. 175–176).

STEFFEN HÖDER beschreibt „Indexikalitätsressourcen“ der standardnorwegischen Varietät Nynorsk. HÖDER zeigt soziale Bedeutungen des Nynorsk je nach Selbst- oder Fremdbild anhand metasprachlicher Internetforen-, Twitter- und Blogbelege sowie gestützt auf vorhergehende Untersuchungen: Im Fremdbild von BokmålbenutzerInnen sind NynorskbenutzerInnen stark negativ als „ländlich“ und von geringem Bildungsstand gezeichnet. Im Selbstbild jedoch assoziieren NynorskbenutzerInnen auf positive Weise Individualismus und Traditionalität mit ihrer Varietät. Auch politische Implikaturen des Nynorsk mit linksradikalen Parteien sind, zumindest in bokmål-dominierten Regionen, nicht ausgeschlossen (S. 201).

ULRICH HOINKES beschließt den Band mit seinem Beitrag zur soziolinguistischen und sprachpolitischen Geschichte sowie der heutigen Situation des „Judenspanischen“ bzw. Sphardischen. Nach HOINKES hätte die Forschung zum Sphardischen in der Anwendung des Enregisterment-Ansatzes künftig noch viel zu leisten (S. 228).

Positiv hervorzuheben ist der einführende und eingängige Charakter mindestens der Hälfte der Studien im Buch, namentlich bei JOHNSTONE, BEAL, ELEMENTALER / NIEBUHR, SCHMITZ und HÖDER. Das Buch trägt den allgemein gewählten Titel so gesehen zu Recht. Möglicherweise erscheint der postulierte Schwerpunkt der *Linguistic Landscapes* etwas unterrepräsentiert; allerdings ist dieser Ansatz, anders als Enregisterment, stark auf Mehrsprachigkeitskontexte ausgerichtet und ohnehin über andere Literatur (zum Beispiel GORTER 2006, AUER 2009) leicht erreichbar.

Bei manchen Beiträgen hätte trotz (oder gerade wegen) des einführenden Charakters eine stärkere theoretische Reflexion stattfinden können. Nicht nur, aber besonders auffällig in den Ausführungen bei BEAL fehlt die klare Trennung von Auto- und Heterostereotypen und von *overt* und *covert prestige*.² MAIR spricht in seiner Studie vom Jamaican Creole als „Produkt“ mit „Waren“-charakter: Dies ist aber nicht im Sinne eines ökonomischen Kapitals zur Kommodifizierung, sondern im BOURDIEU schen Sinne eines kulturellen Kapitals (BOURDIEU 1982) des Registers gemeint (vergleiche zum Beispiel S. 81, 83). Dieser Unterschied hätte trotz konzeptueller Parallelen vermittelt werden sollen. Der Beitrag von HOINKES findet kaum zu explizit formulierten Anschlüssen an die übergreifenden Schwerpunkte des Bandes. Insgesamt muss zur Ausrichtung der Beiträge erwähnt werden, dass nur JOHNSTONE sprachliche Ideologien als Grundlage für Enregisterment in den Mittelpunkt rückt. Gerade die Authentizitätsideologie, die in einigen Beiträgen als (nicht theoretisierte) Erklärung herangezogen wird, erscheint dadurch etwas vernachlässigt – auch wenn dies Kritik auf hohem Niveau ist.

Die Daten aus den meisten Beiträgen stammen aus (gedruckt oder digital) geschriebener Sprache. JOHNSTONE arbeitet zwar mit gesprochenem Material, doch sie verwendet keine GAT-

Transkripte oder Ähnliches, sondern literarische Umschriften der Interviews. Am Thema Sprache und Identität interessierte GesprächslinguistInnen oder interaktional-analytisch arbeitende DialektologInnen könnten dieses generelle Fehlen interaktionaler Zugänge als Nachteil empfinden, da zum Beispiel non-verbale *Positioning*-Komponenten des Enregisterments nicht untersucht werden – eine Ansicht, der sich der Rezensent jedoch nicht anschließen will: Das Fehlen ist hier kein Mangel, sondern eine erwünschte Fokussierung meso- und makrosoziologischer Ebenen.

Die im Band versammelten Fälle offenbaren, dass sich Enregisterment kaum sinnvoll anwenden lässt, ohne (sprach-)geschichtliche Hintergründe zu kennen und zu reflektieren – besonders JOHNSTONE weist hierauf nachdrücklich hin (vergleiche S. 15 und 25–26). Auch verdeutlichen die Analysen, dass Enregisterment nicht exhaustiv oder repräsentativ, sondern nur punktuell greifbar ist. Dies motiviert die überwiegend qualitative Methodik, wobei hiervon auffälligerweise die germanistischen Beiträge (ELEMENTALER / NIEBUHR, CHRISTEN, SCHMITZ) abweichen. Ungeklärt bleibt trotzdem, ob und wie eine quantitative Erfassung sozialer Bedeutungen und ihrer Rahmenbedingungen reliabel zu bewerkstelligen ist. Ein Standardverfahren bildet sich hier derzeit jedenfalls nicht heraus.

Der Sammelband will Enregisterment in möglichst vielen Sprach- und Varietätenkonstellationen präsentieren. Dies ist nach Ansicht des Rezensenten bestens gelungen. Die disziplin- und methodenunabhängige Praktikabilität des Ansatzes dürfte auch künftig weitere Studien in unterschiedlichen Philologien inspirieren.³ Insgesamt ist das Buch ein gewichtiger Beitrag, Forschungsarbeiten zum international bereits verbreiteten Ansatz des Enregisterments und damit zusammenhängende Konzepte im deutschsprachigen Raum zu intensivieren. Allen, die zu Dialektologie und Soziolinguistik forschen, sei dieser lesenswerte und gut lesbare Band nachdrücklich empfohlen.

- 1 Interessant wäre hier sicherlich ein künftiger romanistischer Vergleich mit dem italienischen Remake „Benvenuti al Sud“ (dt.: „Willkommen im Süden“).
- 2 Soziolinguistisch wäre bei BEALS Analyse ja im Sinne eines *covert prestige* aufschlussreich, dass „Northern (English)“ und zugehörige Attribute in den historischen Textquellen aus Fremdsicht und (deswegen?) vor allem negativ bewertet werden; im Sheffieldischen Selbstbild scheinen jedoch positive Konnotationen auf.
- 3 Zur Soziodialektologie des Deutschen sind Enregisterment-Ansätze (über AUER 2013 hinausgehend) in den unterschiedlichsten Kontexten denkbar, etwa das Enregisterment regionaler Merkmale in der deutschsprachigen Pop-Szene. Für die Niederlandistik als weitere Philologie sei allgemein auf VAN HOOF (2016) hingewiesen.

Literatur

- AUER, PETER (2010): Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache. In: DEPPERMAN, ARNULF / ANGELIKA LINKE (Hg.): Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton. Berlin/New York: De Gruyter (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2009), 271–298.
- AUER, PETER (2013): Enregistering pluricentric German. In: DA SILVA, AUGUSTO SOARES (Hg.): Pluricentricity. Language Variation and Sociocognitive Dimensions. Berlin/Boston: De Gruyter (Applications of Cognitive Linguistics. 24), 19–48.
- BOURDIEU, PIERRE (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- GORTER, DURK (2006): Introduction: The Study of the Linguistic Landscape as a New Approach to Multilingualism. In: *International Journal of Multilingualism* 3 (1), 1–6.
- VAN HOOFF, SARAH (2016): Knowing the Ins and Outs of Linguistic Standardization: Enregisterment of Standard Dutch and Dialect in Late 1970s Flemish TV Fiction. In: RUTTEN, GIJSBERT / KRISTINE HORNER (Hg.): *Metalinguistic Perspectives on Germanic Languages. European Case Studies from Past to Present*. Frankfurt a. M. [u. a.]: Peter Lang, 131–156.

KONSTANTIN NIEHAUS

Innsbruck, E-Mail-Adresse des Autors: <konstantin.niehaus@uibk.ac.at>

ZDL 86, 2019/1, 97–101

Philippe Blanchet (2016)

Discriminations: combattre la glottophobie

Paris: Textuel. 192 S. (petite encyclopédie critique). € 14,90

PHILIPPE BLANCHET lehrt als Professor für Soziolinguistik und Sprachdidaktik in Rennes, Frankreich. Als Spezialist für Mehrsprachigkeit, Varietätenlinguistik und das Provenzalische versteht er sich als Wissenschaftler mit sozialer und sprachpolitischer Verantwortung. In seinem Werk „Diskriminierung: Glottophobie bekämpfen“ widmet er sich dem in Frankreich – wie auch in Deutschland – marginalisierten Thema der Diskriminierung von Sprecher*innen bestimmter sprachlicher Varietäten. Aus einer soziolinguistischen Perspektive analysiert er das Phänomen der Glottophobie, das heißt einer Sprachfeindlichkeit (Übersetzung der Autorin), die sich durch die Abwertung von Menschen aufgrund bestimmter Sprachformen manifestiert. Sein Überblickswerk strebt durch einen leicht verständlichen Stil an, sowohl Laien als auch dem wissenschaftlichen Publikum zu genügen. Dezidiertes Ziel des Werkes ist es, „[...] die Aufmerksamkeit, die Wachsamkeit und den Kampfgeist auf sprachliche Diskriminierung und ihre tiefgreifenden, massiven und dramatischen menschlichen und sozialen Folgen zu lenken“ (S. 25).

Das Werk gliedert sich in fünf Kapitel, deren Überschriften die Zugänglichkeit für Laien verdeutlichen: Das erste Kapitel ‘Einführung: Sprachliche Praktiken, ein weit ignoriertes Diskriminierungsfeld’ beschreibt die Vernachlässigung des Themas bei gleichzeitig massiver Diskriminierungspraxis in der Realität. Das zweite Kapitel ‘Die Dinge anders betrachten ...’ legt das Augenmerk auf die Bedeutung von Sprache für das soziale und politische Leben und bietet eine Definition des Begriffes Glottophobie an. Kapitel 3 ‘Wie hat sich Glottophobie verbreitet und wie erhält sie sich?’ beschreibt die sprachgeschichtliche Entstehung von Glottophobie sowie ihre Verbreitungsmechanismen. Kapitel 4 ‘Glottophobie in der Praxis: Analyse von Beispielen’ widmet sich einer detaillierten Beschreibung von Beispielen sprachlicher Diskriminierung im französischsprachigen Raum. Im fünften und letzten Kapitel ‘Lösungsansätze und Grundsätze für die Bekämpfung von Glottophobie’ formuliert BLANCHET seine Leitideen, um Glottophobie entgegenzuwirken.

Im ersten Kapitel beschreibt BLANCHET den Status quo des Themas in Frankreich: Sprachliche Diskriminierung sei ein weit verbreitetes, alltägliches Phänomen, das jedoch allgemein ignoriert werde. So werde dem Thema sowohl in der französischen Rechtsprechung als auch in der

Diskriminierungsforschung nur wenig Aufmerksamkeit beigemessen. Als Gegenpol hierzu führt der Autor internationale Rechtstexte auf (zum Beispiel den „Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte der UNO 1966“), die Sprache als schützenswertes Gut deklarieren und weist auf zahlreiche Wissenschaftler*innen hin, die die Existenz sprachlicher Diskriminierung bestätigen.

Im zweiten Kapitel schärft BLANCHET den Blick auf Sprache im sozialen Kontext. So beschreibt er Sprache einerseits als soziale Praxis, die kontinuierlich durch ihren Gebrauch neu geschaffen werde und verdeutlicht andererseits machtpolitische Aspekte von Sprache. Als Gegensatz zur spontanen Sprache betrachtet der Autor präskriptive Normen, die seiner Meinung nach grundlegend seien für Machtverhältnisse, die Diskriminierung begünstigen. BLANCHET führt den Begriff der Glottophobie ein, der im Vergleich zu verwandten Konzepten die menschliche und soziale Dimension von Diskriminierung hervorhebe. Unter Glottophobie ist nach ihm die Verachtung, der Hass, die Zurückweisung und der Ausschluss von Personen aufgrund der Bewertung ihrer sprachlichen Formen als inkorrekt, minderwertig oder schlecht zu verstehen. Im Allgemeinen passiere dies, indem man auf bestimmte sprachliche Formen hinweise – oft ohne sich der Auswirkungen auf die Betroffenen bewusst zu sein.

Der Verfasser betrachtet Glottophobie auch über ihre Gegenpole Sprachfreundlichkeit und Sprachmanie, die sich gegenseitig beeinflussen: Durch die Stigmatisierung einer Sprachpraktik bzw. -gruppe (‘soziolinguistische Minoration’) würden gleichzeitig andere Praktiken und Gruppen aufgewertet oder überbewertet (‘soziolinguistische Majoration’) – und umgekehrt. In vielen Fällen von Minoration seien Betroffene quantitativ überlegen, verfügten aber nicht über die Macht einer Situationsänderung. So wurde beispielsweise der bretonisch-sprechenden Mehrheit in der Bretagne im 19. Jahrhundert das Französische aufgezwungen. Legitim würden glottophobe Praktiken durch Sprachideologien, die mittels einer Hegemonie durchgesetzt werden. BLANCHET verweist an diesem Punkt auf die Realität sprachlicher Vielfalt. Sprache sei unbegrenzt und nicht beherrschbar, da Menschen spontan Sprache produzierten. Dem Mythos der Beherrschung einer Einzelsprache widerspricht er und führt stattdessen sein Konzept der soziolinguistischen Kompetenz auf, das die Fähigkeit, zu interagieren, Beziehungen aufzubauen und kontextspezifische Bedeutungen zu konstruieren, hervorhebt.

Im dritten Kapitel formuliert der Autor Entstehungs- und Verbreitungsmechanismen von Glottophobie. Sprachfeindlichkeit würde sowohl über Einzelpersonen, die eine bestimmte Sprachpolitik akzeptieren als auch über Institutionen, die diese vorantreiben, verbreitet. Verantwortung für die Entwicklung glottophober Praktiken schreibt BLANCHET auch Grammatiker*innen und Linguist*innen zu. Sprache sei in der westlichen Tradition als kognitives, technisches Werkzeug betrachtet und somit entmenschlicht worden. Zudem führe der Fokus der Linguistik auf Sprache als homogenes Konstrukt, das oftmals auf standardsprachliche Praktiken reduziert würde, zur Ausblendung sprachlicher Variation. BLANCHET kritisiert diese Sichtweise und verweist auf die enge Verwobenheit von Sprachen und Sprecher*innen und die Rolle von Sprache für die menschliche Identität. Standardisierung und die damit einhergehende sprachliche und soziale Kontrolle begünstige nach BLANCHET die Entstehung von Glottophobie. Normierung produziere sprachliche Unsicherheit, ein Bewusstsein über die Distanz der eigenen zur legitimen Sprache, für deren Verbreitung die Schule eine entscheidende Rolle spiele. Eine weitere Folge der Einführung von Standardsprachen sei der Ausschluss anderer sprachlicher Formen und damit einhergehend die

Reproduktion von Spracheliten. BLANCHET belegt diese These anhand eines knappen Abrisses der Standardisierung des Französischen.

Im vierten Kapitel gibt der Verfasser einen umfangreichen Einblick in die glottophobe Praxis. Er führt hierzu Beispiele der institutionellen und individuellen Diskriminierung auf. Zunächst beschreibt er die Institutionalisierung einer glottophoben Sprachideologie seit der französischen Revolution, die sich in Gesetzen sowie der aktuellen Verfassung widerspiegelt. Er benennt Schlüsselmomente der französischen Sprachpolitik, wie beispielsweise Dekrete aus dem 18. Jahrhundert, die das Französische als alleinige Schulsprache definieren und öffentliche Schriftstücke ausschließlich auf Französisch fordern, eine Verfassungsänderung aus dem Jahre 1992, die Französisch als die Sprache der Republik vorschreibt sowie diskriminierende Bestimmungen der Einwanderungspolitik, wie zum Beispiel die Forderung nach ausreichenden Französischkenntnissen vor dem Zugang des Ehepartners. Hierauf folgt eine Vielzahl von Beispielen glottophober Praktiken aus dem Bildungswesen, der Politik, der Medien sowie weitere individuelle Beispiele: die Ablehnung der legalen zweisprachigen Beschilderung von Schulen in der Bretagne, das Französisieren arabischer Schülernamen, das Gängeln von provenzalisch sprechenden Schüler*innen, die Kategorisierung afrikanischer Sprachen als Dialekte, das Belächeln von akzentsprechenden Politiker*innen, bis hin zu Morddrohungen an eine Lehrerin, die mit ihren Schüler*innen einen mehrsprachigen Gesangstag veranstaltete, der Lieder auf Arabisch beinhaltete.

Das fünfte und letzte Kapitel bietet sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Lösungsansätze für den Einsatz gegen Glottophobie. BLANCHET plädiert dafür, den menschlichen, sozialen und kulturellen Charakter von Sprache zu bekräftigen. Sprache sei nicht nur ein externes, technisches Werkzeug und keine natürliche Aktivität, die es zu zivilisieren gelte, sondern eine kulturelle Aktivität, die an sich menschlich und sozial sei. Vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Forderung nach einer sprachlichen Norm schlägt der Autor vor, eine „glottopolitique autogestionnaire de la pluralité“ (S. 167) ins Leben zu rufen. Diese selbstverwaltete Sprachpolitik fordert, Sprachideologien sichtbar zu machen und Alternativmöglichkeiten aufzuzeigen, so dass eine emanzipierte Sprachpolitik ermöglicht wird. Hinsichtlich des Bildungssektors empfiehlt er, die Überbewertung des monolingualen Modells zugunsten eines mehrsprachigen zu überdenken.

Den Anfang könne hierbei eine wachsame eigene Sprachpraxis bilden. Diese funktioniere kurzfristig über die Anwendung der dominanten Normen, mittelfristig über die Unterwanderung eben dieser Normen mittels sprachlicher Variation sowie langfristig durch eine Bekämpfung der dominanten Normen. Abschließend spricht sich der Autor dafür aus, die Sprachenfrage wieder in der Gesellschaft und der Politik zu diskutieren.

Das Werk endet mit einem Appell für eine andere und bessere Welt, in der Sprachen an die Menschen und ihre Bedürfnisse angepasst werden und nicht umgekehrt – eine Welt mit pluralen Sprachpraktiken, ohne präskriptive Normen und ohne Glottophobie.

BLANCHET greift in seinem leicht lesbaren, kompakten Überblickswerk ein bedeutendes und bisher – auch in Deutschland – in der Öffentlichkeit und Wissenschaft vernachlässigtes Thema aus vielfältigen Perspektiven auf. Er ermöglicht den Leser*innen einen einführenden und umfassenden Einblick in die Entstehung, Mechanismen sowie mögliche Begegnungsstrategien von Glottophobie. Der Autor erreicht damit, wie auch durch viele Handlungsempfehlungen und illustrative Beispiele (die jedoch keinen wissenschaftlichen Studien entstammen, sondern vielmehr eine kontinuierliche Sammlung von Einzelfällen darstellen) sein Ziel, auch für Laien zugänglich zu sein.

Stellenweise führt eben diese Zugänglichkeit auch dazu, dass wichtige Begriffe und Konzepte wie zum Beispiel die „glottopolitique autogestionnaire de la pluralité“ (S. 167) oder die „approche polynomique“ (S. 103) nicht ausreichend definiert werden. Auch driftet die Sprache an manchen Stellen ins Reißerische ab, wenn der Autor beispielsweise vom ‘höllischen Trio Sprachfeindlichkeit, Sprachliebe und Sprachmanie’ (S. 47) spricht. Während das Gesamtwerk stringent aufgebaut ist, sind die Unterkapitel – die meist auch einzelstehend gelesen werden können – nicht immer logisch strukturiert. Besonders in Kapitel 2 und 3 erschweren inhaltliche Sprünge und Wiederholungen den Lesefluss.

Mit seinem Konzept der Glottophobie, das die menschliche Dimension von sprachlicher Diskriminierung in einer besonderen Weise fokussiert, schafft BLANCHET eine dem Linguizismus sehr nahe Begrifflichkeit. Während SKUTNABB-KANGAS Linguizismus definiert als Ideologien und Praktiken, die eine ungleiche Machtverteilung zwischen Sprachgruppen forcieren (siehe SKUTNABB-KANGAS 2000: 30) und damit nicht konkret auf die Abwertung von Menschen eingeht, erwähnt im deutschsprachigen Raum DIRIM genau diese Komponente. Sie beschreibt Linguizismus als „[...] eine spezielle Form des Rassismus, die in Vorurteilen und Sanktionen gegenüber Menschen, die eine bestimmte Sprache bzw. eine Sprache in einer durch ihre Herkunft beeinflussten Art und Weise verwenden, zum Ausdruck kommt.“ (DIRIM 2010: 91). Auch wenn BLANCHETS Definition von Glottophobie einen stärkeren Fokus auf den sozialen Aspekt von sprachlicher Diskriminierung legt und diese dadurch eindringlicher und greifbarer definiert, müsste der Begriff nach Meinung der Autorin wesentlich trennschärfer zum Terminus Linguizismus abgegrenzt werden. Die Zweideutigkeit der Endung -phobie, zu verstehen als ‘Angst’ oder auch ‘Abneigung’, schwächt zudem BLANCHETS Argument, der Terminus Glottophobie wäre leichter interpretierbar als der Begriff Linguizismus.

Im Allgemeinen überzeugt BLANCHETS Werk besonders durch die umfassende Auseinandersetzung mit Hintergründen und Mechanismen von sprachlicher Diskriminierung, die er durch zahlreiche Beispiele seiner langjährigen Forschung für den französischsprachigen Raum belegt. Es stellt eines der wenigen Werke dar, das sich ausschließlich mit dem Thema der sprachlichen Diskriminierung auseinandersetzt und verdient daher besondere Anerkennung. Dass Diskriminierung aufgrund von Variation nicht nur für Frankreich von Bedeutung ist, wurde in der deutschsprachigen Forschung bereits beschrieben (zum Beispiel DIRIM 2010, ELSPASS / MAITZ 2011, MAITZ / ELSPASS 2011, KÖNIG 2013, MAITZ / FOLDENAUER 2015), jedoch innerhalb der Wissenschaft kaum diskutiert. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn BLANCHETS Befunde in Zukunft auch für die deutschsprachige Forschung Beachtung finden. Trotz mancher Kritikpunkte ist die Lektüre von BLANCHETS Werk auch für die deutsche Dialektologie und Variationslinguistik von großer Bedeutung.

Literatur

DIRIM, INCI (2010): „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so.“ Zur Frage des (Neo-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: MECHERIL, PAUL / İNCI DIRIM / MECHTILD GOMOLLA / SABINE

- HORNBERG / KRASSIMIR STOJANOV (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung. Münster [u. a.]: Waxmann, 91–112.
- ELSPASS, STEPHAN / PÉTER MAITZ (2011): Sprache und Diskriminierung. Einführung in das Themenheft. In: *Der Deutschunterricht* (6), 2–6.
- KÖNIG, WERNER (2013): Wir können alles. Außer Hochdeutsch. Genialer Werbespruch oder Eigengort des deutschen Südens? Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans. In: *Sprachreport* (4), 5–14.
- MAITZ, PÉTER / STEPHAN ELSPASS (2011): „Dialektfreies Sprechen – leicht gemacht!“. Sprachliche Diskriminierung von deutschen Muttersprachlern in Deutschland. In: *Der Deutschunterricht* (6), 7–17.
- MAITZ, PÉTER / MONIKA FOLDENAUER (2015): Sprachliche Ideologien im Schulbuch. In: KIESENDAHL, JANA / CHRISTINE OTT (Hg.): *Linguistik und Schulbuchforschung: Gegenstände – Methoden – Perspektiven*. Göttingen: V&R unipress, 217–234.
- SKUTNABB-KANGAS, TOVE (2000): *Linguistic genocide in education – or worldwide diversity and human rights?* Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.

TINA CZADA

Regensburg, E-Mail-Adresse der Autorin: <tina1.czada@ur.de>

ZDL 86, 2019/1, 101–106

Ulrike Domahs / Beatrice Primus (Hg.) (2016)

Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe

Berlin/New York: De Gruyter. XX, 516 S. (Handbücher Sprachwissen. 2). € 179,95

In der Handbuchreihe „Handbücher Sprachwissen (HSW)“, die von EKKEHARD FELDER und ANDREAS GARDT herausgegeben wird, sind mittlerweile drei Viertel der (bislang) 22 geplanten Bände erschienen. Im ersten Band dieser Reihe (FELDER / GARDT 2015) wird in fünf Beiträgen das konzeptuelle Grundgerüst der Handbuchreihe beleuchtet. Dies ist umso notwendiger, als im selben Verlag seit Jahrzehnten eine andere große linguistische Handbuchreihe erscheint („Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK)“), von der sich die neue Reihe abzugrenzen hat. Das wesentliche Unterscheidungskriterium für die HSW-Reihe scheint zu sein, dass sie von den sprachlichen Phänomenen selbst ausgeht, nicht von linguistischen Forschungsrichtungen und Teildisziplinen. An diesem Anspruch haben sich die einzelnen Bände der Reihe zu messen. Daneben werden im ersten Band die weiteren Bände von den jeweiligen Bandherausgebern vorgestellt. Aus dieser Übersicht ist leicht zu erkennen, dass rund die Hälfte der HSW-Themen nicht von HSK abgedeckt wird (der Bereich „Sprache in Wissensdomänen und Handlungsfeldern“), dass es aber für die andere Hälfte durchaus zu einer Überlappung kommt.

Dies gilt nicht zuletzt für den hier zu besprechenden Band „Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe“, der dem Themenfeld „Sprache und ihr Gebrauch im systematischen Fokus“ zugeordnet ist und in Konkurrenz tritt zu den HSK-Bänden zur Schrifflinguistik (HSK 10) und zur Gebärdensprache (HSK 37) (ein entsprechender Band zur Phonologie steht noch immer aus). Das Handbuch gliedert sich in drei Teile (I Lautsprache, II Gebärdensprache, III Schriftsprache), die in sich im Wesentlichen parallel aufgebaut sind: Eingangs stehen drei bis sechs Kapitel zu Einheiten der jeweiligen

Sprachmodalität (und in diesem Sinne geht der Band deutlich über die im Titel genannten Einheiten Laut, Gebärde und Buchstabe hinaus, denn es geht ganz zentral auch um Silben, Füße und weitere Elemente der prosodischen Hierarchie, und das in allen drei Teilen des Handbuchs). Es folgen Kapitel zu Wandel, Erwerb, ungestörter und gestörter Verarbeitung (für die Gebärdensprache in einem Kapitel zusammengenommen) sowie zu Mikrovariation (das argumentativ unmittelbar an das jeweilige Wandelkapitel anschließt). Auch wenn zu bedauern ist, dass im Teil „Lautsprache“ das Kapitel zu Mikrovariation fehlt, zeugt dieser parallele Aufbau von einer gelungenen Grundkonzeption, die interessante unterschiedliche Perspektiven auf die jeweiligen Gegenstände ermöglicht und dazu einlädt, zumindest die zueinander gehörenden Kapitel aus den drei Teilen im Verbund zu lesen. Aber es lohnt sich auch, das Buch vollständig zu lesen (eine Qualität, die Handbüchern generell nicht unbedingt zukommt); zwischen den durchweg gut geschriebenen und überzeugend in der aktuellen Literatur fundierten Kapiteln gibt es erstaunlich wenige Redundanzen und dafür zahlreiche Querverweise, woraus sich in den einzelnen Teilen und verbindend ein repräsentativer Überblick über eine bestimmte theoretische Herangehensweise an die benannten Einheiten ergibt. Als Nachschlagewerk eignet sich das Handbuch in meinen Augen nicht so sehr; auch wenn ein Sachregister einen gezielten terminologischen Zugriff erlaubt, scheint mir doch eher zumindest eine Ganzlektüre der einzelnen Kapitel angebracht. Für die Qualität, aber auch für die spezifische theoretische Verankerung sprechen nicht zuletzt die Autoren, die ich hier mit ihren jeweiligen Kapiteln nennen will, ohne die Kapitel im Einzelnen zu besprechen:

ULRIKE DOMAHS / BEATRICE PRIMUS: Phonologie in drei Modalitäten: Einleitung

I Lautsprache

1. DORIS MÜCKE / MARTINE GRICE: Segment und Geste in der Lautsprache
2. ANNE HERMES / DORIS MÜCKE: Artikulatorische Evidenz für Silbenstruktur in der Lautsprache
3. RICHARD WIESE: Die Rolle der Silbe in der Lautsprache
4. ULRIKE DOMAHS: Fuß und Wort in der Lautsprache
5. MARTINE GRICE / STEFAN BAUMANN: Intonation in der Lautsprache: Tonale Analyse
6. HUBERT TRUCKENBRODT: Intonation in der Lautsprache: Prosodische Struktur
7. FELICITAS KLEBER: Lautwandel
8. CONXITA LLEÓ: Acquisition of speech sound
9. MATHIAS SCHARINGER: Ungestörte Lautverarbeitung
10. SABINE CORSTEN: Gestörte Lautverarbeitung

II Gebärdensprache

11. CLAUDIA BECKER: Die Bausteine der Gebärdensprachen
12. NINA-KRISTIN PENDZICH: Die Silbe in Gebärdensprachen
13. ANNIKA HERRMANN: Wortakzent und Intonation in Gebärdensprachen
14. ROLAND PFAU / MARKUS STEINBACH: Phonologischer Wandel in Gebärdensprachen
15. JOHANNES HENNIES / BARBARA HÄNEL-FAULHABER / SOLVEIG CHILLA: Gebärdenspracherwerb

16. MARKUS STEINBACH / NIVEDITA MANI / MATTHIAS SCHLESEWSKY: Gestörte und unge-
störte Verarbeitung von Gebärdensprachen
17. HANNA JAEGER / JENS HESSMANN: Mikrovariation in Gebärdensprachen

III Schriftsprache

18. KRISTIAN BERG / BEATRICE PRIMUS / LUTZ WAGNER: Buchstabenmerkmal, Buchstabe,
Graphem
19. NANNA FUHRHOP / FRANZISKA BUCHMANN: Graphematische Silbe
20. MARTIN EVERTZ: Graphematischer Fuß und graphematisches Wort
21. FRANK KIRCHHOFF: Interpunktion und Intonation
22. ANJA VOESTE: Graphematischer Wandel
23. URSULA BREDEL: Schriftspracherwerb
24. RALPH RADACH / MARKUS J. HOFMANN: Graphematische Verarbeitung beim Lesen von
Wörtern
25. FRANK DOMAHS: Gestörte graphematische Verarbeitung: Alexie und Agraphie
26. CHRISTA DÜRSCHIED: Graphematische Mikrovariation

Der bloße Kapitelüberblick deutet an, dass es manche Einheiten nur in einer der drei Modalitäten gibt (zum Beispiel Buchstabe und Graphem; der Gebärde selbst ist kein eigenes Kapitel gewidmet, wiewohl Kapitel 11 zentral von ihr handelt, und die Frage der Seinsweise von Lauten als Phonen gegenüber Phonemen wird generell kaum beleuchtet), während andere in allen drei Modalitäten vorkommen. Dies gilt offensichtlich für Intonation und Silbe, aber auch Fuß und Wort werden für alle drei Modalitäten angesetzt. Für den Zusammenhalt des Handbuchs ist es eminent wichtig, dass sich die gleichen Benennungen von Einheiten letztlich nicht als „falsche Freunde“ zwischen unterschiedlichen Fachsprachen herausstellen, sondern dass hinter gleichen Benennungen auch gleiche Konzepte stehen. Dies will ich am Beispiel „Silbe“ prüfen. Für die Schriftsprache wird diese Einheit spezifizierend „graphematische Silbe“ genannt, womit indiziert ist, dass diese Einheit sich von den Silben in Laut- und Gebärdensprache unterscheidet, dass sie aber doch eng mit ihr verwandt ist. Idealerweise sollte sich der Terminus „graphematische Silbe“ als Unterbegriff zu „Silbe“ herausstellen, und dann könnte man sich spezifizierend auch Nebenbegriffe wie „phonologische Silbe“ und „gebärdete Silbe“ vorstellen. In der Einleitung von DOMAHS / PRIMUS (S. X) wird die Silbe für das Handbuch als Element der prosodischen Hierarchie dergestalt eingeführt, dass Segmente Silben bilden und Silben Füße. Phonologisch (für die Phonologie relevant) seien diese Einheiten dann, wenn ihr Bezug zu anderen Einheiten der Hierarchie konstitutiv sei (S. XI). Was Konstitutivität ist, wird an dieser Stelle nicht erläutert und könnte leicht als zirkuläre Anforderung verstanden werden („Weil die Silbe zwischen Segment und Fuß steht, ist sie konstitutiv“). Man könnte diese Annahme aber auch dahingehend spezifizieren, dass die Silbe als diejenige Domäne definiert ist, in der die Distribution der phonologischen Segmente erfasst wird. Eine solche Modellierung der syntagmatischen Eigenschaften phonologischer Segmente ist eine der wesentlichen Aufgaben der Phonologie. Die gegebene Definition ist – solange der Terminus „Segment“ modalitätsunabhängig verstanden wird – nicht an eine Modalität geknüpft. Tatsächlich folgen viele Kapitel einem solchen Verständnis, manche ausdrücklich in definitorischen Fassungsversuchen wie Kapitel 2 für die phonetische Silbe (S. 25) und Kapitel 12 für die gebärdete Silbe (S. 223), andere eher implizit in der Art der Ana-

lysen wie Kapitel 19 für die graphematische Silbe (S. 356). Insofern ist ein modalitätsübergreifendes Konzept des Terminus „Silbe“ möglich und in der aktuellen Forschung gut verankert. Gleichwohl werden auch andere Silbenkonzepte zumindest angesprochen, wenn nicht gar angelegt, etwa in Kapitel 3 (S. 47), wo in phonetischer Gründung eine artikulatorische und eine akustische Definition besprochen werden zusätzlich zu einer strukturellen, die gleichwohl nicht auf die Ebene des Segments zurückgeht, sondern sich auf die ihrerseits konstituierenden Teilkonstituenten Anlaut und Reim bezieht. Insoweit wird im Handbuch weitgehend ein überzeugendes modalitätsübergreifendes Silbenkonzept vertreten, aber dies hätte in der Einleitung durchaus präziser terminologisch gefasst und als verbindlicher eingeführt werden können.

Was allerdings fehlt, ist eine modalitätsübergreifende Definition der Einheit „Segment“. Der Titel des Handbuchs legt immerhin nahe, dass die Einheit „Segment“ im Zentrum des gesamten Buchs steht, wobei diese Segmente je nach Modalität dann Laut, Gebärde oder Buchstabe heißen, aber etwas Wesentliches gemeinsam haben sollten. Dieses Gemeinsame wird freilich im Handbuch nicht recht fassbar (und interessanterweise fehlen abgesehen von „Buchstabe“ und „Graphem“ solche segmentbezogenen Termini im Sachregister). In der phonologischen Hierarchie (S. X) wird lediglich das Segment als Einheit zwischen Merkmal und Silbe angesetzt und für die Lautsprache spezifiziert als „Phon/Phonem“, ohne definitorisch tiefer zu dringen. Distinktivität wäre ein naheliegendes modalitätsunabhängiges Definitionskriterium, aber das wird in der Einleitung (S. X) ausdrücklich verworfen. Wenn es in den einzelnen Kapiteln definitorische Ansätze zu segmentalen Einheiten gibt, sind sie eher substanz- als strukturbezogen. Diese Problematik wird schon deutlich in der Benennung des ersten Teils des Handbuchs als „Lautsprache“: Mit diesem Ausdruck könnte die lautlich realisierte Sprachverwendung adressiert sein, womit die Phonetik die entscheidende Bezugswissenschaft wäre, aber es könnte damit auch ein Gegenbegriff zu „Schriftsprache“ und „Gebärdensprache“ gemeint sein, wie es die Dreiteilung des Handbuchs nahelegt, womit der Fokus auf der Phonologie liegen sollte. Tatsächlich ist die Hälfte der sechs einheitenbezogenen Kapitel aus Teil I der Phonetik zuzuordnen, die andere Hälfte der Phonologie. Die Einleitung des Handbuchs macht freilich schon im Titel klar, dass es um Phonologie, nicht um Phonetik gehen sollte (eingeschränkter geht es sogar ausdrücklich nur um „das Deutsche unter Mitberücksichtigung seiner Varietäten“ (S. XII)). Die Grenzziehung zwischen substanz- und strukturbezogenen Aspekten ist ein durchgängiges Problem des Handbuchs.

Mit der genannten Dreiteilung des Handbuchs folgen die Herausgeberinnen in ihrer auf PRIMUS (2003) zurückgehenden Grundkonzeption (S. XIX) der starken und damit interessanten, dabei auch originellen Hypothese, dass Sprachsysteme in drei Modalitäten existieren, die einerseits unterschieden sind auf der Ebene der Realisierung, die aber andererseits verbunden sind durch „modalitätsübergreifende strukturelle Aspekte“. Einige Kapitel nehmen ausdrücklich Bezug auf diese Ausgangshypothese. Dies sind besonders starke Stellen im Handbuch, wo eine argumentative Dichte entsteht, die erhellend ist, die aber durchaus in stärkerem Ausmaß wünschenswert wäre. Damit ist deutlich, dass das Handbuch letztlich stark theoriebezogen vorgeht. Das entspricht zwar nicht der ausgesprochenen Konzeption der Handbuchreihe, die sprachliche Phänomene als Ausgangsbasis vorgibt, aber in meinen Augen ist Theoriebezogenheit eher eine Stärke und eine Notwendigkeit in linguistischen Konzeptionen, die grundsätzlich lobenswert ist. Was die einzelnen Beiträge stärker noch als der Bezug auf das Modalitätenmodell wissenschaftstheoretisch miteinander verbindet, ist die Überzeugung, zu gültigen Analysen kommen zu können in dem Sinne, dass

Theorien richtig oder falsch sein können, dass es für Theorien Evidenz geben kann, die ihre Richtigkeit belegt. Eine solche Sichtweise gründet sich in der Generativen Linguistik, aber sie ist nicht die einzige Möglichkeit, linguistische Theorien zu formulieren. Insofern ist der Ansatz des Handbuchs zwar breit, aber dennoch theoriespezifisch.

Freilich ist die modalitätsbezogene Grundkonzeption in meinen Augen in letzter Konsequenz nicht überzeugend. Gebärdensprachforscher bestehen darauf, dass die Deutsche Gebärdensprache (DGS) eine andere Sprache ist als „das Deutsche“ (vergleiche zum Beispiel S. 214, 283). Schriftsprachen dagegen stellen nach üblicher Ansicht keine eigenen Sprachen dar, sondern sind Sprachen zugeordnet. Insofern ist die angesetzte Gleichrangigkeit von Lautsprache, Gebärdensprache und Schriftsprache nicht schlüssig. Alternativ könnte man stattdessen sagen: Sprachen werden durch linguistische Modellbildung als Systeme rekonstruiert; Deutsch wäre eine solche Sprache, DGS wäre eine andere. Auf Systemebene gibt es neben einer Ebene der bedeutungsunterscheidenden Einheiten („Phonologie“) Ebenen, die mit bedeutungstragenden Einheiten („Morphologie“ und „Syntax“) oder mit Bedeutung direkt zu tun haben („Semantik“). Sprachen werden geäußert, womit die Ebene des Sprachgebrauchs angesprochen ist, die für Lautsprachen und für Gebärdensprachen von substantiell anderer Natur ist. Die lautliche Realisierung von Sprachsystemen wird in der Phonetik behandelt, die gebärdete Realisierung in der „Cheretik“ (in Anlehnung an ΣΤΟΚΟΕΣ (1960: 31) Terminus „Cherologie“ als gebärdensprachliches Pendant zu „Phonologie“). Sprachen können, müssen aber nicht zusätzlich eine Möglichkeit der Verschriftung haben. Die deutsche Sprache hat ein ihr zugeordnetes konventionelles Schriftsystem, für DGS existieren Verschriftungsmöglichkeiten auf Basis verschiedener Gebärdenschriften, aber kein konventionelles System (vergleiche KÖNIG / SCHMALING 2012). Zusammengefasst: Die Lautsprache Deutsch ist eine andere Sprache als die Gebärdensprache DGS, die Verschriftung des Deutschen und die Verschriftung der DGS sind keine eigenen Sprachen. Aber dies verlangte eine andere Konzeption für ein Handbuch, denn dann müssten zwei Teile zu Schriftsprache bestehen, einer zugeordnet zum Teil Lautsprache und einer zum Teil Gebärdensprache.

Literatur

- DOMAHS, ULRIKE / BEATRICE PRIMUS (2015): Laut – Gebärde – Buchstabe. In: FELDER, EKKEHARD / ANDREAS GARDT (Hg.) (2015): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher Sprachwissen. 1), 125–143.
- FELDER, EKKEHARD / ANDREAS GARDT (Hg.) (2015): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher Sprachwissen. 1).
- HSK 10 = GÜNTHER, HARTMUT / OTTO LUDWIG (Hg.) (1994/1996): Schrift und Schriftlichkeit. 2 Bände. Berlin: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 10).
- HSK 37 = PFAU, ROLAND / MARKUS STEINBACH / BENCIE WOLL (Hg.) (2012): Sign Language. An International Handbook. Berlin: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 37).
- KÖNIG, SUSANNE / CONSTANZE SCHMALING (2012): Gebärdenschriften. Flüchtliges Fixieren. In: EICHMANN, HANNA / MARTJE HANSEN / JENS HESSMANN (Hg.): Handbuch Deutsche Gebärdensprache. Sprachwissenschaftliche und anwendungsbezogene Perspektiven. Seedorf: Signum (Internationale Arbeiten zur Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser. 50), 341–356.

- PRIMUS, BEATRICE (2003): Zum Silbenbegriff in der Schrift-, Laut- und Gebärdensprache – Versuch einer mediumübergreifenden Fundierung. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 22 (1), 3–55.
- STOKOE, WILLIAM C. (1960): *Sign Language Structure. An Outline of the Visual Communication Systems of the American Deaf*. Buffalo: University of Buffalo (Studies in Linguistics. Occasional Papers. 8).

MARTIN NEEF

Braunschweig, E-Mail-Adresse des Autors: <Martin.Neef@tu-Braunschweig.de>

ZDL 86, 2019/1, 106–108

Nicole Eller-Wildfeuer / Paul Rössler / Alfred Wildfeuer (Hg.) (2018)
ALPINDEUTSCH. Einfluss und Verwendung des Deutschen im alpinen Raum.
Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2017
 Regensburg: edition vulpes. 268 S. € 25,-

In dem Sammelband geht es um die Etablierung eines neuen Terminus, nämlich „Alpindeutsch“, im Einleitungsaufsatz der drei Herausgeber definiert als eine „Gruppe regionaler, situativer und funktionaler Varietäten, die die deutsche Sprache im Alpenraum konstituieren“ (S. 8). Ziel des Sammelbandes ist es, „verschiedene Verwendungskontexte bzw. -charakteristika und (regionale) Ausprägungen des Deutschen und deutschbasierter Minderheitensprachen wissenschaftlich zu beleuchten“ (S. 7). Es geht darum, dieses Konzept „Alpindeutsch“ „einzuführen und zu legitimieren“ (S. 7).

Den Anfang macht ein wissenschaftshistorisches Thema, nämlich der Beitrag von CHRISTIAN FERSTL: „Die Anfänge des Alpindeutschen: Schmellers Forschungen zu den norditalienischen Sprachinseln“. Der Aufsatz beleuchtet SCHMELLERS Arbeiten zu den oberitalienischen bairischen und alemannischen Sprachinseln von seinen ersten Anfängen bis zu seinem Tode. SCHMELLER wird als Wegbereiter der Sprachinselforschung beschrieben, auch wenn seine Rolle als Vorreiter des Alpindeutschen eingeschränkt wird, weil sich seine Forschungen nur auf einen Teil des Deutschen in den Alpen beziehen. Im nächsten Beitrag von NOAH BUBENHOFER und KLAUS ROTHENHÄUSLER geht es um „narrative Muster in Bergtourenberichten“. Er behandelt darin zwei Korpora von solchen Berichten. Einmal Gedruckte aus der Monatszeitschrift „Die Alpen“ des Schweizer Alpenclubs und die Tourenberichte der Online-Plattform <www.Hikr.org>, insgesamt 37.000. Die Auswertung der Berichte geschieht nach mehreren Analysekatgorien: Erzählerische Höhenprofile (Wegmarken und ihre Höhe im erzählerischen Ablauf), Erzählmuster (Mehrworteinheiten, die in solchen Texten häufig sind, werden analysiert, um häufige Sequenzen zu finden), Sprachgebrauchsmuster (die typisch für die Tourenberichte sind) und Höhepunktsemantik (das Kollokationsprofil der Schilderung des Gipfelerlebnisses). Der Aufsatz bezieht sich wohl hauptsächlich auf Wanderungen in den Alpen, auch wenn unter den Autoren sicher viele Flachländer sind. PAUL RÖSSLER untersucht die Dimension der Höhe als Höhe über dem Meeresspiegel und ihre Folgen für die sprachliche Variation. Er kommt zu dem sehr interessanten Ergebnis, dass in den Gipfelbüchern von schwer zugänglichen hohen Bergen die Standardsprache mit assertiven, schnörkellosen Texten

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

überwiegen, in Gipfelbüchern von leichter erreichbaren, tiefer gelegenen Zielen mehr expressive Texte häufig auch in Dialekt vorkommen. Der nächste Beitrag von ANTHONY ROWLEY beschreibt die Geschichte und den bairischen Dialekt der Fersentaler deutschen Gemeinden kompetent und informativ. Das Gleiche kann vom nächsten Beitrag gesagt werden, dem von INGEBORG GEYER über „Sappada/Pladen, Sauris/Zahre, Timau/Tischelwang – drei bairische Sprachinseln in Oberitalien“, die noch heute an ihrer deutschen Muttersprache festhalten, auch gestützt durch gezielte Förderung dieser Minderheiten, durch die Dokumentation dieser Sprachen und auch durch gezielte Sprachpflege. Der nächste Aufsatz von REMBERT EUFE und ANNA MADER beschäftigt sich mit einer weiteren, alemannischen Minderheitensprache, mit dem „Walserdeutschen im deutschen und italienischen Sprachgebiet“. Auch in diesem Aufsatz wird die Geschichte der Walsersiedlungen beschrieben, es werden wesentliche Kennzeichen des Walserdeutschen dargestellt und aktuelle Tendenzen in der Sprachentwicklung aufgezeigt. In italienischer Umgebung ist die Sprache stark gefährdet, sie dient, wenn sie noch gebraucht wird, eher „der Bekräftigung und Verteidigung der eigenen Identität als der Deckung kommunikativen Bedarfs“ (S. 134). ERMENEGILDO BIDESE, ANDREA PADOVAN und CLAUDIA TUROLLA beschreiben anhand einiger syntaktischer Phänomene die Mehrsprachigkeit in der zimbrischen Sprachinsel Lusern. Man erwartet vielleicht, dass nun beschrieben wird, wie syntaktische Eigenheiten des Italienischen im Lusernerischen übernommen und integriert werden. Es geht dabei um Verbpartikel, um nominale Flexionsarten und um die Satzmodifikation. Doch es ist komplexer: Es wurden „Hinweise auf innovative Strukturen gefunden, die womöglich von dem in diesen Gemeinschaften herrschenden Multilingualismus bedingt sind“ (S. 158). Bei dem nächsten Beitrag von WILHELM OPPENRIEDER und MARIA THURMAIR beschreibt der Titel sehr schön, um was es geht: „Der Kaufmann geht nimmer Bayreuth. Präpositionelle Direktionale im Tirolerischen“. Es geht um Fügungen wie *er geht Oper, die fliegen heuer Malediven*, die man normalerweise anderswo vermutet als in Tirol. Es sind fast nur Hörbelege, die die Autoren bieten, im Netz gibt es das aber auch schon. Als Parallelkonstruktion, nach deren Muster solche Fügungen gebaut sind, führen die Autoren Partikelverben des folgenden Typs an: *er geht heim, er bleibt fort*, bei denen es nicht um Richtungen geht, sondern um lokale Inhalte. HEINZ-DIETER POHL beschäftigt sich mit dem „... österreichischen Bergnamengut – Oronyme und typische Appellativa (unter besonderer Berücksichtigung des Südens)“. Er bietet uns im ersten Teil eine Einteilung der Namen nach semantischen Gesichtspunkten, im zweiten eine Liste mit häufig in Bergnamen vorkommenden Appellativen. Mit österreichischen Kuhnamen beschäftigt sich MICHAEL REICHMAYR: „Rinder ohne Grenzen. Ein kommentiertes Kuhnamenranking“. Die Daten stammen aus einer großen Datei der Zentralen Arbeitsgemeinschaft österreichischer Rinderzüchter (1 330 884 Namen) sowie aus Erhebungen des Verfassers aus dem ostalpinen Raum und Slowenien. Die 25 am häufigsten verwendeten Stämme werden in einer Tabelle geboten (von *Almbis Wein(d)l*). Der häufigste Name ist mit großem Abstand *Alma*. Es wundert, dass nur ein Drittel davon Namen sind, die es auch bei Menschen gibt, die häufigsten aus dieser Gruppe sind *Susi* und *Gabi*. SEBASTIAN FRANZ geht im nächsten Beitrag der Frage von „Identität und Mehrsprachigkeit bei deutschsprachigen Minderheitensprachen am Beispiel einer alpindeutschen Sprachsiedlung in den Karnischen Alpen“ nach. Er berichtet aus einem Forschungsprojekt (über Sappada/Pladen), das genau dieser Frage nachgeht. Identität wird als „plurizentrischer Interaktionsprozess“ beschrieben, in dem neben den von den Sprechern verwendeten Sprachen auch kulturelle und gesellschaftliche Faktoren eine große Rolle spielen. Es wird diskutiert, wie ein Forschungsdesign auszusehen

habe, das sprachliche Identität messen will. Der letzte Beitrag von KLAUS WOLF mit dem Titel „Was ist Wahrheit?‘ Alpenländische Passionsspiele als Quelle des Alpindeutschen?“ verweist auf die hohe textliche Kontinuität der alpenländischen Passionsspiele und bezeichnet sie als „vorzügliche diachrone Quellengattung für das Alpindeutsche“ (S. 263). In seinem Beitrag kommt der Terminus „alpindeutsche“ am häufigsten vor, und er macht als Einziger eine generelle inhaltliche Aussage dazu: „das Alpindeutsche im Oberammergauer Passionsspiel von 2010 hat seine sprachlichen wie geographischen Wurzeln im biblischen Koiné-Griechischen des östlichen Mittelmeerraums, das [...]“. Er macht das an den biblischen Grundlagen des Satzes „Was ist Wahrheit?“ aus dem Oberammergauer Passionsspieltext fest.

Fassen wir zusammen: in dem Sammelband werden verschiedene Varietäten beschrieben und damit unter dem Konzept „Alpindeutsche“ subsumiert. Das geht von vorwiegend schriftsprachlich geprägten Sprachauschnitten (Kuhnamen, Bergnamen) über ebensolche Textarten (Bergtourenberichte, Gipfelbücher) zu einer vorwiegend historischen Textsorte (Passionsspiele). Ein Aufsatz behandelt das Tirolerische, aber die meisten sind zu deutschen Sprachinseln: nämlich sechs der 13 Beiträge. Diese Forschungsgegenstände haben Sprachformen zum Thema, die in den Alpen gesprochen werden. Es wird nicht deutlich, was sie sonst noch (sprachlich) gemeinsam haben, meines Erachtens eine Voraussetzung, um von einer Varietät sprechen zu können. Von den Herausgebern wird in dem Band aber nie von Alpindeutsche als Varietät gesprochen. Trotzdem suggeriert der Terminus implizit, dass hier eine Varietät vorliege. Er wird von mindestens zwei Autoren auch schon entsprechend verwendet. So zum Beispiel in den oben beschriebenen Feststellungen von CHRISTIAN FERSTL und ebenso in KLAUS WOLFS Beitrag.

Wenn ich „alpin“ höre, denke ich zunächst mal an Sport, an Bergsteigen. Aber vielleicht ist das nur beim Rezensenten so. Als Terminus nur für die altertümlichen Mundarten in den deutschen Sprachinseln und in verschiedenen anderen Hochtälern im Alpenraum halte ich ihn durchaus für diskutierenswert und wertvoll. Dann hätte auch das Bestimmungswort „alpin“ aus der relativen Hochlage seine Berechtigung. Will man ihn aber unbedingt weiter fassen, dann könnte man sprachliche Bereiche mit einschließen, die durch die Natur der Berge dort bedingt sind und nur dort ein Leben führen. Dann hätten die Aufsätze über die präpositionlosen Direktionalen in Tirol, der Aufsatz über die Kuhnamen und der Aufsatz über die Passionsspiele keinen Platz mehr in diesem Band. Ich vermag nicht abzuschätzen, ob es sinnvoll ist, zwei so separate Bereiche in einem Konzept zusammenzuschmieden. Und ich weiß natürlich, wie schwierig es für Herausgeber sein kann, ein einheitliches Konzept bei einer größeren Anzahl von Autoren durchzusetzen. Warten wir ab, wie der Terminus in Zukunft verwendet wird und wie er sich entwickelt.

WERNER KÖNIG

Augsburg, E-Mail-Adresse des Autors: <werner.koenig@phil.uni-augsburg.de>



ZDL 86, 2019/1, 109–112

Michael Elmentaler / Peter Rosenberg (2015)

Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 1: Regiolektale Sprachlagen

Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken. Kartografie, Layout und Satz: Ulrike Schwedler. Hildesheim [u. a.]: Georg Olms. 425 S. (Deutsche Dialektgeographie. 113.1). € 144,-

Mit dem Norddeutschen Sprachatlas (NOSA) „Regiolektale Sprachlagen“ liegt der erste von insgesamt sechs geplanten Bänden mit den Ergebnissen eines Großprojektes vor, welches die Sprachvariation in Norddeutschland (SiN) unter verschiedenen Schwerpunktsetzungen untersucht. Dieses „SiN-Projekt“ wird von sechs norddeutschen Universitäten (Kiel, Frankfurt/Oder, Hamburg, Münster, Bielefeld und Potsdam) getragen und verfolgt die Idee, auf Grundlage eines gemeinsamen Korpus in fünf Teilprojekten eine detaillierte und adäquate Einschätzung der komplexen Sprachsituation in Norddeutschland zu erlangen. Die Autoren sehen ihre Arbeit als „Beitrag zur modernen Areallinguistik, die versucht, durch Zusammenführung von Erkenntnissen und Methoden aus traditioneller Dialektologie, Perzeptionsdialektologie, Sozio- und Variationslinguistik die Dynamik der modernen regionalsprachlichen Varietätengefüge zu beschreiben.“ (S. 5) Während der hier vorliegende erste Band des NOSA darauf zielt, ein „aktuelles Bild von der arealen und situativen Variation zwischen Dialekt und gesprochenem Standard im niederdeutschen Sprachraum“ (S. 5) zu zeichnen, werden sich die folgenden Bände mit dem individuellen Sprachgebrauch, dem Sprachgebrauch im diskursiven Kontext, Sprachwissensbeständen und Sprachbewertungsmustern sowie mit der Wahrnehmung, Bewertung und arealen Verortung sprachlicher Varianten befassen.

Der hier zu besprechende erste Band des NOSA behandelt das erste Teilprojekt, welches sich mit der „Dokumentation und Interpretation des in den 36 Untersuchungsorten erhobenen Sprachgebrauchs im arealen und situativen Vergleich, bezogen auf einzelne Variablen“ befasst und die „Beschreibung und Interpretation der situativen Variantenverteilung“ (S. 18) enthält. Nach einem Einführungsteil, in dem die Autoren ihre Zielstellungen im Rahmen des SiN-Gesamtprojektes einordnen, werden im dritten Kapitel einige terminologische Vorklärungen zu zentralen Begrifflichkeiten wie unter anderem „Varietät“, „Sprachlage“, „Standardsprache“, „Dialekt“ und „Regiolekt“ vorgenommen. Dem schließt sich das Kapitel „4. Sprachvariation in Norddeutschland: ein Forschungsüberblick“ an. Dieses Kapitel gibt eine sehr gute Möglichkeit, sich in knapper Form über die Forschungslage und die darin beschriebene Sprachsituation der großräumigen Sprachareale Norddeutschlands zu informieren. Mit Blick auf den Abschnitt „4.3. Ostfälischer Raum“ seien jedoch einige Anmerkungen gestattet: Grundlegende Fachliteratur zum Ostfälischen, insbesondere zum Elbostfälischen, wurde offenbar nicht ausgewertet. Neben weiteren Publikationen des 20. und 21. Jahrhunderts sei exemplarisch auf den Begründer des „Mittelelbischen Wörterbuches“ und Autor der „Elbostfälischen Studien“ (1954), „Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und unteren Saale“ (1967) und „Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg“ (1938), KARL BISCHOFF, hingewiesen, zu dem sich weder im Textteil noch im Literaturverzeichnis Informationen finden. Das erklärt auch Leerstellen in den Kommentaren zu den Karten und bei der Darstellung des Forschungsstandes. Der Bezug auf RICHARD LOEWE (1888) bei der Beschreibung der Magde-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

burger Stadtsprache hat die Nennung von Merkmalen zur Folge, die seit Jahrzehnten nicht mehr zum aktuellen Repertoire der Einwohnerschaft zu zählen sind, so beispielsweise die Entrundung von Umlautformen wie *dreemen* ('träumen'), *leeft* ('läuft') und *Heiser* ('Häuser') (S. 41).

Im Kapitel „5. Erhebungsmethodik“ stellen die Autoren sehr transparent dar, welche Entscheidungen aufgrund welcher Prämissen im Rahmen des SiN-Projektes hinsichtlich des Untersuchungsdesigns getroffen wurden und wie die Erhebung der Sprach- und Sozialdaten erfolgte, was einer soliden wissenschaftlichen Erhebungspraxis entspricht. Die Basis der Analysen bilden Erhebungen in 36 Untersuchungsorten mit jeweils vier weiblichen Gewährspersonen. Diese 144 Frauen mittleren Alters (circa 40–60 Jahre) und mittlerer sozialer Lage und Bildung weisen eine starke Ortsbindung auf und sind allerdings nur zum Teil dialektkompetent. Die Entscheidung über die Zahl der Belegorte und Gewährspersonen stellt immer einen Kompromiss dar zwischen gewünschter Aussagedichte einerseits und methodischer Beherrschbarkeit andererseits. Hier zeichnet sich das Projekt unter anderem dadurch aus, dass die Daten unter Zuhilfenahme eines spezifischen Transkriptions- und Annotationsprogramms („EXMARaLDA“) computergestützt aufbereitet werden, wozu es in einem Folgeband des NOSA weitere Ausführungen geben soll. Die Entscheidung, wie sie für die Erstellung des SiN-Korpus getroffen worden ist, lässt sich nachvollziehen, denn bei relativer Konstanz der sozialen Parameter kann die Varianz des Sprachgebrauchs im Fokus der Analysen stehen. Wie die Übersichtskarte „Untersuchungsregionen und -orte des Projekts ‚Sprachvariation in Norddeutschland‘“ (S. 89) jedoch ausweist, sind weite Regionen entlang der *-en/-et*-Isoglosse unberücksichtigt geblieben (beispielsweise der Westen Brandenburgs, die Altmark oder der Großraum Schwerin), während Untersuchungsorte wie Ferdinandshof und Strasburg im Osten oder Oedt und Bracht im Westen relativ nahe beieinander liegen. Einige wenige Belegorte mehr und damit mehr Gewährspersonen hätten der Erhebung zu noch größerer Repräsentativität verholfen. Dies wäre auch von Vorteil gewesen für die Gewinnung von Dialekt Sprecherinnen als Gewährspersonen, denn diese gibt es bis heute auch im binnenniederdeutschen Raum. Insbesondere für die ersten beiden Erhebungssettings „mündliche Übertragung von Testsätzen in den lokalen Dialekt mithilfe der Wenkersätze und freies Sprechen (Erzählung/Bericht) im Dialekt“ (S. 70) wäre dies für die überregionale Vergleichbarkeit ein Gewinn gewesen.

Das Kapitel „6. Auswertungsmethodik“ weist in ebenso gut nachvollziehbarer Weise wie das fünfte Kapitel Entscheidungen und Vorgehen hinsichtlich der Methode aus, hier im Blick auf die Variablenauswahl – auch deren Subkategorisierung –, die Variablendefinition, die Annotation und die quantitative Analyse. Hinsichtlich der quantitativen Analyse seien Zweifel daran erlaubt, ob die Berechnung von Mittelwerten für einzelne Ortspunkte und erst recht für die in der Grundkarte abgegrenzten Regionen (acht Personen!) tatsächlich belastbare Ergebnisse erbringen können. Der umfangreichste und innovativste Teil des hier besprochenen Bandes des NOSA ist die „7. Ergebnisdarstellung“ mit einem sehr anschaulichen und inhaltsreichen Kartenteil. Um sich über die aktuellen Sprachverhältnisse in Norddeutschland und das Auftreten spezifischer lautlicher Phänomene im Rahmen bestimmter Kontexte zu informieren, wird ein Kartenwerk mit entsprechenden Kommentaren zur Verfügung gestellt. Es ist gelungen, die Fülle der gewonnenen Informationen so aufzubereiten, dass sowohl individuelle bzw. situative Varianzen als auch regionale Tendenzen der Sprachverwendung erfassbar werden, damit gelingt ein Einblick in die Dynamik gesprochener Alltagssprache. Die Untergliederung in vokalische, konsonantische und Kontraktionsphänomene sowie in zugehörige „Unterkarten“ und Diagramme, die speziellere Erkenntnisse visualisieren, sind

mit den entsprechenden kommentierenden Textteilen wohl strukturiert und erleichtern den gezielten Zugriff. Sie stellen so einen wertvollen Fundus für die Beantwortung von regionalsprachlichen Fragestellungen im weitesten Sinne dar. Aus der Perspektive eines südlichen Untersuchungsraumes, wie es das Ostfälische ist, sind dennoch kritische Anmerkungen zu diesem Kartenteil des NOSA erforderlich. Begründet durch die oben bereits erwähnte Literaturlage zeigen sich gewisse Leerstellen im Begleittext der Karten. Ein Beispiel sei exemplarisch beschrieben: So werden zu der Variable „Hebung, Senkung und Rundung von kurzem *i*“ („V7“, S. 155–167) hinsichtlich der Variante „Vokalarundung“ (i/ü) keinerlei Aussagen zum elbstfälischen Gebiet gemacht, obwohl ansonsten offenbar versucht wurde, den aktuellen Forschungsstand für die unterschiedlichen niederdeutschen Regionen zu reflektieren. (Vergleiche S. 155 „Literatur“ und S. 156–157 „Vokalarundung“.) Insbesondere die Rundung vor <sch> (*Fisch, Tisch*) ist für den betreffenden Raum in den Sprachlagen unterhalb des Standards hochfrequent. Diesen Befund zeigt auch die Karte V7 (S. 163), übrigens in völliger Übereinstimmung mit dem Erhebungsort Leiferde nördlich von Braunschweig.

An dieser Stelle soll abschließend der Blick nochmals auf die „Karte 1: Untersuchungsregionen und -orte des Projekts ‚Sprachvariation in Norddeutschland‘“ (S. 89) gerichtet werden. Es überrascht, dass eine gemeinsame Erfassung von Teilen des Elbstfälischen und des Göttingisch-Grubenhagenischen unter dem Terminus „Südostfälisch“ und damit eine Subsumierung der Umgangssprachen/Regiolekte Magdeburgs und Göttingens unter diesen Oberbegriff erfolgt. Das erscheint den Sprachverhältnissen wenig adäquat, einerseits angesichts der vorliegenden Untersuchungen des Sprachraumes zwischen Magdeburg und Braunschweig, andererseits auch angesichts der auf vorwiegend lautlichen und lexikalischen Merkmalen basierenden traditionellen Gliederung des Ostfälischen. (Vergleiche zum Beispiel STELLMACHER 2015, SCHRÖDER 2004, BISCHOFF 1954.) Betrachtet man die Übereinstimmungen, wie sie hier die Karten des NOSA zwischen den Erhebungsorten Wegeleben und Leiferde einerseits sowie Wegeleben und Adelebsen andererseits ausweisen, spricht das nicht für ein gemeinsames „Südostfälisch“ dieser Orte. Bei weiteren Bänden des NOSA sollte – falls es dafür noch Korrekturmöglichkeiten gibt – nochmals über die Gliederung dieses Sprachraumes nachgedacht werden, insbesondere weil die *-en/-et*-Isoglosse nicht wie in dieser Karte (und allen anderen) östlich von Magdeburg verläuft, sondern westlich der Stadt durch die Magdeburger Börde, grob umrissen auf halber Strecke zwischen Helmstedt und Magdeburg. Hier scheinen sich die Autoren des NOSA am altsächsischen Sprachzustand orientiert zu haben, der aber den aktuellen dialektalen Verhältnissen – auch in anderen niederdeutschen Regionen – nicht mehr entspricht. Schon für das Hochmittelalter liegen Befunde für die Verschiebung dieser Isoglosse nach Westen vor, was unter anderem zu der Sonderstellung des Elbstfälischen als westniederdeutsche Dialektregion mit dem „unpassenden“ Einheitsplural der Verben im Präsens auf *-en* geführt hat. Stellt man sich nun die korrekte Linienführung der Isoglosse in Bezug auf das „Südostfälische“ vor, wird wohl recht deutlich, dass der Gliederungsvorschlag in „Süd- und Nordostfälisch“ wenig glücklich ist.

Trotz dieser erforderlichen kritischen Anmerkungen gilt uneingeschränkt, dass mit dem ersten Band des NOSA nun all jenen, die sich mit regionalsprachlichen bzw. alltagssprachlichen Fragestellungen mit Bezug auf die ursprünglich niederdeutschen Sprachräume Deutschlands befassen, ein Werk von hoher Informationsdichte zu diesem Themenfeld zur Verfügung steht. Der Ansatz, unterschiedliche Forschungsperspektiven zusammenzuführen und so zu einer innovativen, differenzierten Beschreibung aktueller Sprachwirklichkeit zu gelangen, wird anregend für weitere For-

schungsvorhaben sein und der Neuinterpretation bereits abgeschlossener Erhebungen dienen. Es ist zu hoffen, dass bald auch die für das Jahr 2019 in Aussicht gestellten Bände des NOSA erscheinen können und damit weitere interessante und wertvolle Ergebnisse des „SiN-Projektes“ der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich werden.

Literatur

- BISCHOFF, KARL (1938): Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg. Magdeburg: Trommler-Druck (Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben. 16).
- BISCHOFF, KARL (1954): Elbstfälische Studien. Halle/Saale: Niemeyer (Mitteldeutsche Studien. 14).
- BISCHOFF, KARL (1967): Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale. Köln/Graz: Böhlau (Mitteldeutsche Forschungen. 52).
- SCHRÖDER, INGRID (2004): Niederdeutsch in der Gegenwart: Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung. In: STELLMACHER, DIETER (Hg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 175–176), 35–97.
- STELLMACHER, DIETER (2015): Das Neuostfälische. Dialektgeographische Einteilung des Ostfälischen. In: FÖLLNER, URSULA / SASKIA LUTHER / DIETER STELLMACHER (Hg.): Der Raum Ostfalen. Geschichte, Sprache und Literatur des Landes zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle. Frankfurt a. M.: Lang (Literatur – Sprache – Region. 9), 236–242.

URSULA FÖLLNER

Magdeburg, E-Mail-Adresse der Autorin: <Ursula.Foellner@ovgu.de>

ZDL 86, 2019/1, 112–117

Melitta Gillmann (2016)

Perfektkonstruktionen mit >haben< und >sein<. Eine Korpusuntersuchung im Althochdeutschen, Altsächsischen und Neuhochochdeutschen

Berlin/Boston: Walter de Gruyter. 333 S. (Studia Linguistica Germanica. 128). € 99,95

Das Deutsche bildet die Perfektformen mit Hilfe der beiden Hilfsverben *haben* und *sein* sowie dem Partizip II und gehört mit dieser Auxiliarenanz ins Raritätenkabinett der Sprachen der Welt. Die Auxiliarselektion wird über verschiedene Faktoren gesteuert, deren historische Entwicklung und Zusammenspiel im Einzelnen bisher jedoch unklar geblieben ist. Hier setzt die vorliegende Arbeit von MELITTA GILLMANN an, die sich dem Thema aus zwei Perspektiven nähert. Zum einen behandelt sie den frühen Entwicklungsstand der SEIN/HABEN + Partizip II-Formen im Althochdeutschen und Altsächsischen mit der Fragestellung, ob die Verteilung der Hilfsverben durch den Grammatikalisierungsgrad bedingt ist. Zum anderen wird die Hilfsverbwahl der neuhochochdeutschen Perfektkonstruktionen in Abhängigkeit von semantischen und syntaktischen Einflussfaktoren untersucht und erörtert, inwieweit die heutige Auxiliarenwahl bereits im frühen Entwicklungsstand angelegt war. Damit thematisiert GILLMANN Aspekte, die wiederholt in der germanistischen Forschung bear-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

beitet wurden. Neu und ergebnisreich ist nun aber der konsequent empirische Zugang: Die Arbeit beruht auf zwei korpusgestützten Analysen, in denen zum einem althochdeutsche und altsächsische Texte („Isidor“, „Tatian“, „Otfrid“, „Heliand“, „Genesis“) und zum anderen ein neuhochdeutsches Textkorpus („Deutsches Referenzkorpus“ (DeReKo)) mit einem analytischen Schwerpunkt auf den Funktionen und Verwendungskontexten der Perfektkonstruktionen ausgewertet wurden. Den theoretischen Rahmen bildet der konstruktionsgrammatische Ansatz, in den grammatikalisierungstheoretische und gebrauchsbasierte Konzepte gewinnbringend integriert wurden.

Die Arbeit ist als Dissertation an der Universität Hamburg entstanden und umfasst 333 Seiten, die in zehn Kapitel und Literaturverzeichnis gegliedert wurden. Inhaltlich lassen sich drei Hauptteile erkennen. Zunächst werden die theoretischen und terminologischen Grundlagen eingeführt (Kap. 2–5), die dann in den beiden, jeweils eigenständigen Korpusuntersuchungen (Kap. 6–7 und 8–9) zur Anwendung kommen.

Im Rahmen des konstruktionsgrammatischen Ansatzes verortet GILLMANN die HABEN/SEIN-Perfektkonstruktion als konventionalisierte Form-Bedeutungspaare in einem kognitiven Netzwerk. Darin befinden sich noch weitere Konstruktionen wie das Zustandspassiv, das in Form (*sein*-Auxiliar, passivisches Partizip II) und Bedeutung (Resultativ) der Perfektkonstruktion ähnelt. Als abstraktes Perfektschema formuliert GILLMANN „die Verbindung eines Hilfsverbs und aktiven Partizips II, die als Ganze Präsensperfekt- bzw. Vergangenheitsfunktion trägt“ (S. 9). Die beiden Mikrokonstruktionen (HABEN- vs. SEIN-Konstruktion) sind wiederum durch eigene Schemata spezifiziert, die sich aus den semantisch-syntaktischen Kontexten der Formen ergeben und die im Wesentlichen durch Transitivität, Telizität und – wie GILLMANN in ihrer Korpusuntersuchung nachweisen kann – im Neuhochdeutschen auch durch Bewegungssemantik geprägt sind.

Die Entstehung der Perfektkonstruktionen wird als Grammatikalisierungsprozess beschrieben. GILLMANN diskutiert die ineinandergreifenden Teilprozesse der Grammatikalisierung (Abbau von Kompositionalität, Zunahme von Produktivität und Schematizität, Analogie, Reanalyse, Extension und Persistenz) und integriert den grammatikalisierungstheoretischen Ansatz in den konstruktionsgrammatischen Beschreibungsrahmen. Im Rahmen der konstruktionsgrammatischen Theorie führt die Entstehung und Weiterentwicklung neuer grammatischer Konstruktionen zu einer Erweiterung des mentalen Netzwerkes durch die Entstehung neuer Schemata. Zusätzlich können erhöhte Gebrauchsfrequenzen und hohe Produktivität die Hilfsverbalternanzen beeinflussen, da dadurch bestimmte Mikrokonstruktionen gegenüber anderen gestärkt werden. Es folgen knappe Überblicke über die für die Analyse relevanten semantischen Kategorien (Aktionsart, Tempus, Aspekt, Transitivität) sowie über die Funktionen, die der Perfektkonstruktion in einem frühen Grammatikalisierungsgrad zukommen. Die Funktionen werden jeweils in ihren „Identifikationsmerkmalen“, die sich unter anderem auf die in der Konstruktion zulässigen syntaktischen und semantischen Eigenschaften beziehen, beschrieben und damit wird eine Operationalisierung für die funktionale Bestimmung von Perfektformen geschaffen. Der Forschungsüberblick informiert sodann über die Grundtendenzen der Hilfsverbverteilung im Deutschen, für deren Erklärung auch graduelle Modelle (unter anderem *Auxiliary Selection Hierarchy*, SORACE 2000) und Erkenntnisse aus dem gebrauchsbasierten Modell (unter anderem BYBEE 1985, 2001) herangezogen werden. Weiterhin werden bisherige Erkenntnisse über die Diachronie der altgermanischen und deutschen Perfektkonstruktionen zusammengeführt.

Es schließen sich die beiden empirischen Teile der Arbeit an. Die Korpusuntersuchung zum

Althochdeutschen und Altsächsischen wertet alle Vorkommen der HABEN/SEIN + Partizip II-Konstruktionen hinsichtlich der konkreten Verwendungskontexte und der jeweiligen temporal-aspektuellen Funktion aus. Die hier angesetzten Merkmale, die zur Unterscheidung der Funktionen Resultativ, Resultatsperfekt, Experiential und Persistenzperfekt herangezogen werden, ergeben sich aus den eingangs eingeführten Kategorien (Kap. 3 und 4) und werden in Tabelle 22 übersichtlich zusammengeführt (S. 170). Analysiert wurden alle Belegstellen der althochdeutschen Texte „Isidor“, „Tatian“ und „Otfrid“ sowie der altsächsischen Texte „Heliand“ und „Genesis“, wobei insgesamt 219 HABEN-Konstruktionen und 97 SEIN-Konstruktionen erfasst und ausgewertet wurden. Die Ergebnisse werden textweise durch zusammenfassende Tabellen und die Diskussion von Belegstellen präsentiert. In der Diskussion werden neben den Untersuchungsmerkmalen auch philologische Gesichtspunkte berücksichtigt. Erst der kritische Abgleich der Belege in den Übersetzungstexten („Isidor“ und „Tatian“) mit den jeweiligen lateinischen Vorlagen ermöglicht eine Einschätzung der Authentizität der Belege. So schließt GILLMANN letztlich einen Teil der Belege aus der funktionalen Analyse aus, da die Konstruktionen als Nachbau lateinischer Formen (zum Beispiel *feri*-Konstruktionen) gewertet werden und daher eher Übersetzungsgewohnheiten als authentischen Sprachgebrauch widerspiegeln (vergleiche zum Beispiel S. 185). Es zeigt sich, dass beide Konstruktionen (HABEN + Partizip II und SEIN + Partizip II) in den althochdeutschen und altsächsischen Texten überwiegend Präsenstperfektbedeutung tragen und nur zu einem geringen Anteil mit Resultativbedeutung auftreten. Bereits in den frühen althochdeutschen und altsächsischen Texten sind beide Konstruktionen damit als Perfektformen grammatikalisiert und treten mehrheitlich als Resultatsperfekte auf. Im Vergleich der althochdeutschen mit den altsächsischen Texten wird ein regionaler Unterschied deutlich: Im Norden ist die Konstruktion produktiver als im Süden: Sie ist frequenter, tritt in mehr syntaktischen Kontexten auf (zum Beispiel auch mit direktem Genitivobjekt) und kann neben der Resultatsperfektfunktion auch mit resümierender und experientieller Funktion verwendet werden. Damit sind die altsächsischen Konstruktionen stärker grammatikalisiert als die althochdeutschen Konstruktionen. Hinsichtlich der Auxiliardistribution folgen das Althochdeutsche und Altsächsische dem germanischen (und romanischen) Prototyp, bei dem telische Intransitive mit SEIN (zum Beispiel *kommen*) und Transitive mit HABEN (zum Beispiel *halten*) gebildet werden. Im Altsächsischen tritt die HABEN-Konstruktion jedoch punktuell auch mit telischen Intransitiven auf (im „Heliand“ z. B. mit *verfangen* und *gehen*) und ähnelt damit den Sprachen, die HABEN als Perfektauxiliar generalisiert haben (wie zum Beispiel Englisch). Die im Gegenwartsdeutschen beobachteten Domänen der Hilfsverbselektion (*haben* bei hochtransitiven, *sein* bei telischen intransitiven Sätzen) sind bereits im Althochdeutschen und Altsächsischen angelegt, lassen sich jedoch eher auf die tokenfrequenten Resultatsperfekte zurückführen und nicht auf die – wie bisher angenommen – resultativen Ausgangskonstruktionen. GILLMANN bestimmt für die Belege sowohl die Argumentstellen, die semantischen Verbklassen als auch die temporal-aspektuellen Funktionen und liefert damit erstmals einen empirisch basierten, detaillierten und für die untersuchten Texte vollständigen Überblick über die Distribution und Verwendungen der HABEN/SEIN-Konstruktionen im Althochdeutschen und Altsächsischen. Indem sie die Konstruktion in mehreren Texten mit gleicher Methode vergleicht, lässt sich ein größeres und detaillierteres Bild gewinnen als dies bisher in früheren Arbeiten erfolgte, wie zum Beispiel in KURODA (1997) oder ARNETT (1997), die nur Einzeltexte berücksichtigen, oder in GRØNVIK (1986), der zwar textvergleichend vorgeht, aber die Konstruktionen nicht quantitativ auswertet. Zudem sind die Analysekriterien in den früheren Arbeiten nicht immer transparent, wo-

hingegen die Operationalisierung der Analysekriterien im vorliegenden Buch explizit gemacht und anhand von Beispielen kritisch diskutiert wird.

Die zweite Korpusuntersuchung widmet sich der Auxiliarauswahl im Neuhochdeutschen, indem eine Stichprobe aus den Korpora des „Archiv W“ (nur Textsammlungen mit mehr als 8 000 Wörtern, ohne „Wikipedia“) des „Deutschen Referenzkorpus“ (DeReKo) ausgewertet wurde. Untersucht wurden die Belege von sechs Degree Achievements (*geschwitzt, gealtert, gewuchert, gerostet, gefault* und *geschimmelt*) und zwölf Bewegungsverben (*gehen, fahren, laufen, fliegen, schwimmen, reiten, joggen, walken, skaten, biken, bouldern, tanzen*; zum Teil nur als Stichprobe). Die untersuchten Verben wurden im Hinblick auf die Fragestellung und die Gebrauchshäufigkeiten gewählt. Jeder Beleg wurde hinsichtlich eines anspruchsvollen Katalogs von semantischen und syntaktischen Kriterien bestimmt – was in Anbetracht der hohen Belegzahlen als enorme Arbeitsleistung gewürdigt werden muss. Dadurch, dass das Perfekthilfsverb der Degree Achievements zwischen *sein* und *haben* schwankt, lassen sich hier unterschiedliche Steuerungsmechanismen überprüfen. Es zeigt sich, dass die Degree Achievements nicht durch einen zentralen Steuerungsfaktor erklärt werden können, sondern dass sich die jeweiligen Hilfsverbpräferenzen der Verben auf jeweils unterschiedliche Faktoren zurückführen lassen. So hat sich bei *altern* durch die hohe Tokenfrequenz die *sein*-Selektion verfestigt (frequenzbedingte Idiomatisierung; *gealtert haben* tritt nur als Schweizer Variante auf). Bei dem Verb *schwitzen* wird die Auxiliarselektion systematisch genutzt, um resultative von nicht-resultativen Verwendungen (Aspektualität) zu unterscheiden (*Sie war nass geschwitzt*. vs. *Wir haben mehr geschwitzt als ihr*). Bei den Verben *rosten, faulen* und *wuchern* richtet sich die Hilfsverbwahl an der Aktionsart des Satzes (Telizität) aus: für telische Ereignisse wird *sein* gewählt, für atelische *haben* (*nach unten gefault sein* vs. *vor sich hin gefault haben*). Diese Regel überträgt sich auch auf die Interpretation von ambigen Sätzen (telisch: *Die Eisenstäbe sind im Laufe der Jahre gerostet* vs. atelisch: *Die Eisenstäbe haben im Laufe der Jahre gerostet*). Bei der Untersuchung zu den Bewegungsverben zeigt sich, dass diese in intransitiven Sätzen fast ausnahmslos zur *sein*-Selektion neigen, die durch hochfrequente Bewegungsverben lexikalisiert ist. Darüber hinaus ist die *sein*-Selektion auch an Bewegungssemantik gekoppelt, die produktiv auf neu entlehnte Verben übertragen wird (*ist geskatet*). Nur wenn die Transitivität steigt (durch höhere Individuiertheit der Ergänzung), kommt es zur Zunahme der *haben*-Belege (*Sie hat den Mercedes in die Garage gefahren* vs. *Sie ist Mercedes gefahren*). Das *sein*-Schema wird demnach von Transitivität überlagert, was bereits historisch durch die Ausgangskonstruktionen angelegt ist. In der Korpusanalyse geht GILLMANN die verschiedenen Konstellationen akribisch durch und diskutiert die sich abbildenden Tendenzen anhand zahlreicher Belege. Abbildung 52 fasst dies übersichtlich zusammen und illustriert den graduellen Charakter der Auxiliarselektion bei Bewegungsverben, der durch das Mehr und Weniger an Individuiertheit bzw. Inkorporiertheit der Ergänzungen entsteht.

In der Interpretation der Neuhochdeutschstudie (Kap. 9) und der Zusammenfassung der Arbeit (Kap. 10) werden nun die Verbindungslinien der Einzelergebnisse erörtert. So lässt sich die Auxiliarselektion im Gegenwartsdeutschen auf die historische Konditionierung von Prototypen zurückführen, die sich aus der Argumentstruktur der Ausgangskonstruktionen und der Ausbreitung auf weitere Kontexte ergibt. Die heutige Hilfsverbwahl wird maßgeblich semantisch konditioniert: durch Transitivität und (nachgeordnet auch) Telizität, die bereits historisch angelegt sind, und Bewegungssemantik, die neu in das Schema der *sein*-Konstruktion eingegangen ist.

Die vorliegende Arbeit kommt zu neuen Erkenntnissen, auf die die weitere Forschung aufbauen wird. Die Abbildungen und zusammenfassenden Tabellen sind hilfreich und anschaulich, die

Diskussion der Einzelbelege klug und die Argumentation und theoretische Einrahmung durchgehend anspruchsvoll und plausibel, wenn auch manchmal recht dicht. Besonders gut gelungen ist es GILLMANN, die komplexen und nicht unumstrittenen Konzepte kurz und prägnant einzuführen und sogleich gewinnbringend für die eigene Analyse zu operationalisieren. Leider stören kleinere Fehler in Layout und Sprache den Lesefluss. Auch hätte eine stärkere Hierarchisierung der Kapitelstruktur entsprechend der inhaltlichen Gliederung mehr Orientierung geboten.

Die Anlage der Arbeit mit den zwei eigenständigen Teilanalysen, die verschiedene Fragestellungen in den Fokus nehmen, eröffnet weiterführende Forschungsfragen und Anschlusspunkte. So könnte zum Beispiel das mentale Netzwerk der SEIN/HABEN + Partizip II-Konstruktion um weitere Konstruktionen und Funktionen ergänzt werden, da der konstruktionsgrammatische Ansatz ja eben beide Seiten, Form und Bedeutung, in den Blick nimmt. Für das Althochdeutsche und Altsächsische sind dies unter anderem die WERDEN + Partizip II_{akt}-Konstruktion sowie die Präteritumform, die mit der Perfektform die Präsensperfekt-Bedeutung teilt. Die Netzwerke könnten dann nicht nur synchron fürs Althochdeutsche/Altsächsische oder Neuhochdeutsche modelliert werden, sondern eben auch diachron in der beobachtbaren Dynamik. Um die historische „Reorganisation der Hilfsverbselektion im Mittel- und Frühneuhochdeutschen“ (S. 319) zu verstehen, werden – wie GILLMANN vorschlägt – weitere empirische Studien benötigt, die die Hilfsverbselektion historisch, aber eben auch dialektal vergleichend untersuchen. Für den regionalen Vergleich bietet es sich an, auch die anderen altgermanischen Sprachen in die Diskussion aufzunehmen, um besser zu verstehen, wie es zu den Unterschieden in der Auxiliarselektion in den modernen germanischen Sprachen (und Dialekten) gekommen ist. Besonders, da GILLMANN auch Vergleiche zu anderen Sprachen (zum Beispiel Niederländisch, Englisch) zieht, ergibt sich hier die Frage, inwieweit deren Auxiliarselektion historisch anders konditioniert wurde.

Literatur

- ARNETT, CARLEE (1997): Perfect Auxiliary Selection in the Old Saxon Heliand. In: *American Journal of Germanic Linguistics & Literatures* 9 (1), 23–72.
- BYBEE, JOAN L. (1985): *Morphology. A study of the relation between meaning and form*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (Typological Studies in Language. 9).
- BYBEE, JOAN L. (2001): *Phonology and Language Use*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge studies in linguistics. 94).
- DeReKo = Institut für Deutsche Sprache (IDS) (Hg.): *Das Deutsche Referenzkorpus*. URL: <<http://www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora.html>>, Stand: 22.08.2018.
- GRÖNVIK, OTTAR (1986): *Über den Ursprung und die Entwicklung der aktiven Perfekt- und Plusquamperfektkonstruktionen des Hochdeutschen und ihre Eigenart innerhalb des germanischen Sprachraumes*. Oslo: Solo Forlag.
- KURODA, SUSUMU (1997): Zum System der Partizip-II-Konstruktion im Althochdeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 22, 287–307.
- SORACE, ANTONELLA (2000): Gradients in Auxiliary Selection with Intransitive Verbs. In: *Language* 76 (4), 859–890.

HANNA FISCHER

Marburg, E-Mail-Adresse der Autorin: <hanna.fischer@uni-marburg.de>

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

ZDL 86, 2019/1, 117–120

Marina Petkova (2016)

Multiples Code-Switching: ein Sprachkontaktphänomen am Beispiel der Deutschschweiz. Die Fernsehberichterstattung zur »Euro 08« und andere Vorkommenskontexte aus interaktionsanalytischer Perspektive

Heidelberg: Winter. VII, 339 S. (OraLingua. 14). € 48,-

In der Deutschschweizer Diglossie können bei einer Entscheidung, welche Variante (Schweizerdeutsch, Standarddeutsch) gewählt werden soll, aufgrund der differenzierten Regeln komplizierte Situationen entstehen. Diese Regeln richten sich unter anderem nach diaphasischen Kriterien (Kommunikationssituation und -zwecke, Medium) oder nach der Dialektkompetenz des Interaktionspartners bzw. der -partnerin. Zuweilen kommen diese Regeln in Konflikt miteinander oder die Ausgangslage ist unklar. Die vorliegende Arbeit, aus einer Dissertation an der Universität Freiburg i. Ü. entstanden, behandelt eine besondere Ausprägung des kombinierten Gebrauchs von Standardsprache und Schweizerdeutsch bei mündlicher Kommunikation mit Beteiligung von autochthonen Dialektsprechern und allochthonen Sprechern von Standarddeutsch ohne aktive Dialektkompetenz, „ein ungewohntes Hin und Her zwischen Dialekt und Standardsprache“ (S. 2), von der Autorin als Multiples Code-Switching bezeichnet (S. 74). Vom gewöhnlichen Code-Switching, dem einfachen Wechsel zwischen Standarddeutsch und Dialekt, unterscheidet sich Multiples Code-Switching durch die hohe Frequenz von Code-Wechseln innerhalb einer einzelnen sprachlichen Interaktionseinheit eines Sprechers und durch die Multifunktionalität (Funktionen sowohl auf der Ebene der Gesprächsorganisation, der Inhaltsstrukturierung, der Orientierung auf Adressaten hin usw.). Die Funktionalität des Code-Wechsels unterscheidet das Multiple Code-Switching auch vom bloßen Code-Mixing, bei dem das Kombinieren verschiedener Codes ein globales Phänomen ohne spezifische lokale Funktionen im Austausch ist.

Die Arbeit entstand aus der Mitarbeit im Forschungsprojekt „Standardsprache im Deutschschweizer Alltag“, das Polizeinotrufgespräche in der Deutschschweiz untersuchte (Christen et al. 2010). Ein kleineres Teilkorpus der Untersuchung ist aus dem Datenkorpus dieses Forschungsprojekts übernommen worden. Es handelt sich um insgesamt 50 teils relativ kurze Telefongespräche, bei denen die Benutzer des Polizeinotrufs oder des Sanitätsnotrufs jeweils im Rahmen der Diglossiesituation unterschiedliche Sprachkompetenz haben, vor allem bei grenzüberschreitendem Telefonkontakt Deutschland–Schweiz. Umfangreicher als Datenbasis sind Videoaufnahmen von einer Serie von Sendungen des Schweizer Fernsehens SF (heute SRF) zur Fußball-Europameisterschaft 2008, in denen ein Deutschschweizer Moderator mit Experten unterschiedlicher Sprachherkunft über die Fußballspiele diskutiert (Teilkorpus „Euro 08“). Ergänzt werden diese Beispiele durch eine Diskussionssendung im „Club“-Format im Deutschschweizer Fernsehen.

Die situativen Settings der einzelnen Teilkorpora sind sehr unterschiedlich. Die Diskussionen im Teilkorpus „Euro 08“ sind als Fernsehsendungen öffentliche Veranstaltungen (öffentlich nicht nur virtuell, da auch ein Studiopublikum direkt anwesend ist) mit entsprechenden institutionellen Vorgaben auch bezüglich Dialektgebrauch; die Teilnehmer sind überwiegend routiniert im öffentlichen Auftreten. Auch ist von vornherein die jeweilige Diglossie-Kompetenz jedes Teilnehmers klar. Im Unterschied dazu sind die Telefongespräche in den Teilkorpora „Polizeinotruf“ und „Sani-

tätsnotruf“ Gespräche ohne externe Zuhörer zwischen Personen, die einander nicht bekannt sind; die jeweilige Diglossie-Kompetenz der anderen Person muss vom Schweizer Gesprächsteilnehmer zuerst eruiert werden oder Erwartungen müssen korrigiert werden. Code-Switching ist dabei natürlich nur bei Sprechern mit Schweizerdeutsch-Kompetenz möglich. Sprecher aus Deutschland sprechen in aller Regel kein Schweizerdeutsch und können deshalb nicht switchen. Beim Code-Switching handelt es sich in den vorliegenden Korpora also um ein asymmetrisch verteiltes Phänomen. Das führt dazu, dass jeweils nur das Sprachverhalten eines einzigen Teilnehmers analysiert wird, beim Korpus „Euro 08“ etwa dasjenige des Moderators.

Multiple Code-Switching impliziert per definitionem, dass keine systematisch getrennte Verwendung der einzelnen Varianten entsprechend den Grenzen zwischen Gesprächsbeiträgen oder je nach Adressat beobachtet werden kann. Bemerkenswert ist in den empirischen Daten denn auch zunächst, dass sich die Variantenverteilung oft nicht in ein generelles konventionelles Schema einfügt, anders gesagt, dass anscheinend die allgemeinen Regeln häufig nicht konsequent eingehalten werden. Beispielsweise wendet sich der Deutschschweizer Moderator in „Euro 08“ nicht selten in Schweizerdeutsch an die standarddeutsch sprechenden Experten oder er verwendet einen gemischten Code. In den Telefongesprächen in den Notrufdiensten wird vom Deutschschweizer Sprecher Dialekt und Standarddeutsch gemischt, auch wenn nach der Einleitung klar ist, dass der Gesprächspartner aus Deutschland stammt. Im Hauptteil der Arbeit werden die Hintergründe solcher Variantenwechsel mit den Methoden und Konzepten der Gesprächs- und Interaktionsanalyse detailliert untersucht. Teilweise bilden sich in diesen Variantenwechseln innerhalb eines Turns zwar durchaus annäherungsweise die allgemeinen Regeln ab, das Verhalten erscheint aber deshalb vor allem in „Euro 08“ relativ komplex, weil der Fernsehmoderator sich nacheinander oder implizit gleichzeitig an mehrere Adressatengruppen richtet und der Übergang von einem Adressaten zum anderen überlappend geschieht. Wechselt der Moderator vom Fernsehpublikum (am Bildschirm oder im Raum) als Adressat innerhalb des gleichen Turns zu einem allochthonen Experten, wechselt er regelmäßig nach den Regeln vom Dialekt zu Standarddeutsch, da er aber bei diesem Übergang oft schon während der schweizerdeutschen Passage Blickkontakt mit dem Experten hat, ergibt sich auf den verschiedenen Kontaktkanälen eine Überlappungsphase bzw. es ist nicht eindeutig auszumachen, welcher Adressat nun im Fokus steht. Auch implizite Mehrfachadressierung kann Unklarheit für die Code-Wahl schaffen. Es fällt daneben aber auf, dass der Moderator entgegen den Regeln auch direkte Fragen an allochthone Sprecher im Dialekt stellt. Auch können adressateninduziertem Code-Wechsel weitere Funktionen zugeordnet werden, vor allem solche auf der Ebene der inhaltlich-thematischen Gesprächsorganisation. Es wird eine reiche Palette von derartigen *interaction related* Funktionen demonstriert. Mit dem Wechsel des Adressaten kann beispielsweise auch ein Themenwechsel verbunden sein. Einschübe von standarddeutschen Formulierungen bzw. Wechsel von Dialekt zu Standarddeutsch können dadurch motiviert sein, dass der Code-Kontrast einen inhaltlichen Kontrast symbolisiert oder dass in Standarddeutsch Behauptungen oder Fragen technischer Art sozusagen zitiert werden oder einzelne Bruchstücke aus anderen Zusammenhängen sogar direkt als Zitate markiert werden. Oft zeigt das auch, dass damit von einer persönlichen zu einer „objektiven“ Sprechweise (anders gesagt von der Nähesprache zur Distanzsprache) gewechselt wird, was auch ironisch gemeint sein kann. Teilweise spielt offenbar weniger die Art der Variante an sich eine Rolle, als dass überhaupt ein Code-Wechsel stattfindet. Die Notruf-Beispiele weisen ebenfalls viele dieser Merkmale auf. Daneben spielt auch eine Rolle, ob sachliche Themen

abgehandelt werden oder ob *small talk* betrieben wird. Außerdem ist auch relevant, dass oftmals technische Daten wie medizinische Informationen, die zum Beispiel in Formulare eingesetzt werden müssen, übermittelt werden, die auch in einem rein dialektalen Kontext in standarddeutscher Form ausgedrückt würden. Derartige Erscheinungen sind Grenzfälle zwischen Multiple Code-Switching und Code-Mixing.

Die Autorin bezeichnet das beschriebene Phänomen als „ungewohnte Erscheinung“ im Deutschschweizer Kontext. Das gilt wohl vor allem im heutigen Forschungskontext und allenfalls in Bezug auf die herrschenden Vorstellungen über den Sprachgebrauch in komplexeren Diglossiesituationen. Praktisch dürfte das Phänomen im Alltag nicht so außergewöhnlich sein, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte; zu denken wäre etwa an die Kommunikation zwischen Deutschen und Schweizern im grenzüberschreitenden Kontakt in Süddeutschland und der Schweiz zum Beispiel in Verkaufsgeschäften, an den Kontakt zwischen Deutschen und Schweizern an Deutschschweizer Universitäten, an die Gesprächssituation bei der Redaktion von schriftlichen Texten oder den Schulunterricht. Entsprechende Untersuchungen zu besonderen Situationen liegen bereits in CHRISTEN et al. (2010) und in BÜRKLI (1999) vor. Die Problematik der Code-Mischung im Schulunterricht ist schon früher im Zusammenhang mit der Frage des angemessenen Sprachgebrauchs im Schulunterricht thematisiert, allerdings bisher nicht gesprächsanalytisch detailliert erforscht worden. Das hier präsentierte Material ist aber eine substantielle Erweiterung der Kenntnisse über die unterschiedlichen Verhältnisse. Die Untersuchung zeigt, dass die Realität komplexer ist, als man aufgrund der üblichen Diglossievorstellungen und Gebrauchskonventionen zu erwarten geneigt sein könnte. Der Zugriff mittels interaktions- und gesprächsanalytischen Methoden erweist sich als produktives Verfahren, das auch die komplexen Bedingungen des Sprachgebrauchs in derartigen speziellen Diglossiesituationen erhellen kann.

Jeder Fall weist seine spezifischen Eigenheiten in Bezug auf die Situation und die Beteiligten auf. Beim Hauptkorpus, den Diskussionen im Rahmen von „Euro 08“, wird das Sprachverhalten eines einzelnen, ausgesprochen sprachgewandten und auftrittsgewohnten Sportmoderators beschrieben. Ohne Vergleichsbeispiele ist schwer zu sagen, wieviel von seinem Sprachverhalten durch seine Persönlichkeit bestimmt ist und wieviel durch besondere Sprachregelungen in Deutschschweizer Fernsehsendungen und die besonderen Bedingungen einer Live-Diskussion. Auch die Einschätzung der passiven Dialektkompetenz von Deutschen hat einen Einfluss. Mindestens bei einem der Experten (GILBERT GRESS), obwohl muttersprachlich Standarddeutschsprecher, ist sie aufgrund eines langjährigen Aufenthalts in der Schweiz wohl durchaus vorhanden. Das gilt unter Umständen auch für die grenzüberschreitenden Telefongespräche zwischen Schweizer und süddeutschen Polizisten. Deutsche Gesprächsteilnehmer aus dem süddeutschen Raum sind den Dialekt aus dem Kontakt mit Dialektsprechern des Schweizerdeutschen und des nahe verwandten süddeutschen Alemannisch auch aus dem eigenen Umfeld gewohnt und können ihn unter Umständen auch gut verstehen. Dass das Multiple Code-Switching auch mit persönlichen Idiosynkratien zusammenhängen kann, zeigt im Übrigen auch die Analyse des eher eigenwilligen Gesprächsverhaltens eines Teilnehmers im erwähnten Clubgespräch. Das Zusammentreffen und mögliche Zusammenwirken verschiedener Faktoren macht somit eine eindeutige Rekonstruktion der Hintergründe von Multiple Code-Switching schwierig. Je detaillierter die lokale interaktionsanalytische Beschreibung ist, desto ambivalenter erscheint das Verhalten. Es wird schwierig, zu entscheiden, inwieweit eine Code-Wahl auf eine generelle Strategie zurückzuführen ist und damit eine klare kommunikative

Funktion hat oder unter komplexen Rahmenbedingungen oder eher ein situativ unvollkommen gelingendes Problemlösen unter unklaren Voraussetzungen ist, und welche Funktionen und Signale ein bestimmter Code-Wechsel für die Adressaten unter diesen Umständen beinhaltet. Zu den Schwierigkeiten trägt zuweilen auch bei, dass rein formal nicht immer klar entscheidbar ist, welchem Code eine sprachliche Einheit zuzuordnen ist, denn in der heutigen Diglossiesituation beeinflusst Standarddeutsch den Dialekt stark. All diese Umstände bringen die Gefahr der Überinterpretation mit sich. Es bleibt die Frage, wieweit aus dem Einzelfall allgemeine Schlüsse gezogen werden können.

Diese Bedenken schränken den Wert dieser Arbeit nicht ein. Die grundlegenden Schwierigkeiten werden in der Arbeit durchaus reflektiert. Das Korpus repräsentiert in Bezug auf die Sprachrealität durchaus typische, wenn auch im Alltag nicht für alle Deutschschweizer häufige Situationen; diese Situationen sind aber repräsentativ, indem sie charakteristische, immer zu lösende Anforderungen an das Sprachverhalten stellen. Die Analyse in einer interaktionsanalytischen Perspektive ist ein angemessener Zugang und sie wird sorgfältig und kompetent ausgeführt. Auch wenn so die Beispiele in ihrer Konkretheit spezielle Fälle und die Untersuchungen zum Teil Fallbeispiele sind, steht in der Regel hinter dem einzelnen Phänomen ein grundsätzliches Problem, dessen Lösung und deren Funktion auf die Verwendung typischer allgemeiner Strategien zurückgeführt werden kann. Die Arbeit liefert anschauliche und detaillierte Einblicke in die Deutschschweizer Sprachrealität und stellt methodisch und sachlich eine Bereicherung der Erforschung der Deutschschweizer Diglossie dar.

Literatur

- BÜRKLI, BEATRICE (1999): Sprachvariation in einem Grossbetrieb. Eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe. Tübingen/Basel: Francke (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 73).
- CHRISTEN, HELEN / MANUELA GUNTERN / INGRID HOVE / MARINA PETKOVA (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Unter Mitarbeit von MIRJETA REČI. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 140).

ANDREAS LÖTSCHER

Olten, E-Mail-Adresse des Autors: <andreas.loetscher@unibas.ch>



ZDL 86, 2019/1, 121–129

Thomas Krefeld / Elissa Pustka (Hg.) (2014)

Perzeptive Linguistik: Phonetik, Semantik, Varietäten

Stuttgart: Steiner. 216 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 157). € 42,-

Der Band versammelt insgesamt elf Beiträge des 16. LIPP-Symposiums „Perzeptive Linguistik: Phonetik – Semantik – Variation“, das 2011 in München stattfand.

Die Herausgeber ELISSA PUSTKA und THOMAS KREFELD (beide LMU München) haben die Beiträge in die Abteilungen „Form“ und „Inhalt“ gegliedert und in einer ausführlichen Einleitung einen perzeptionslinguistisch orientierten sprachtheoretischen Rahmen gesetzt. Mit Rekurs auf ein von RAIBLE vorgeschlagenes Zeichenmodell plädieren sie für zwei Arbeitsbereiche der Perzeptionslinguistik: die (auditiv) wahrgenommene Formseite, die es mit einzelsprachlichen Zeichen zu tun habe, und die mit allen Sinnen wahrgenommene Inhaltsseite, die auf konkrete Referenten, also die Wirklichkeit verweise. Beide Seiten dieses Zeichenmodells hätten eine abstrakte, zeichenbezogene und wirklichkeitsbezogene Wissensbasis.

In ihrem Beitrag „Partielle Neutralisierung des Stimmhaftigkeitskontrastes in zwei Varietäten des Deutschen“ untersucht FELICITAS KLEBER anhand von Produktions- und Perzeptionsdaten, ob sich daraus für Varietäten mit Fortis-Lenis-Neutralisierung (b/p, d/t) wie das Sächsische Indikatoren für einen prosodisch induzierten Lautwandel gewinnen lassen. Für die Elizitierung der Produktionsdaten wurde die Leseaussprache von SprecherInnen aus Dresden (Sächsisch) und München/Altötting (Bairisch als nicht-neutralisierender Varietät) durch optische Stimuli isolierter Wörter mit Fortis/Lenis-Kontrast getriggert. Im Perzeptionstest wurden ihnen die Lexeme *leiden/leiten* in verschiedenen Varianten vorgespielt, wobei eine natürlichsprachliche Aufnahme eines Sprechers aus Niedersachsen durch Verkürzung des Vokalanteils und Verlängerung der Plosivverschlussdauer so verändert wurde, dass ein Kontinuum zwischen *leiden-leiten* entstand. Außerdem wurde der Satzakkzent durch Veränderung einiger phonetischer Parameter so verändert, dass er als abhängige Variable getestet werden konnte. Mit Rückgriff auf Untersuchungen zur kategorialen Wahrnehmung konnte auf diese Weise überprüft werden, wie der Fortis/Lenis-Kontrast in den beiden Gruppen wahrgenommen und der Stimulus den beiden Phonemen /d/ und /t/ zugeordnet wurde, zudem, welche prosodischen und phonetischen Parameter für die Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung des Kontrastes relevant waren. Das bei dem kleinen Sample quantitativ nur bedingt gestützte Resultat der Studie ergab, dass Sprecher einer neutralisierenden Varietät wie Sächsisch den Fortis/Lenis-Kontrast sowohl in Produktion wie Perzeption aufrecht erhalten, wenn auch in schwächerer Form als Sprecher einer nicht-neutralisierenden Varietät (wie Bairisch). Der in den Perzeptionstests nachweisbare Einfluss des Akzents unterstützt die Hypothese, dass Lautwandel, der aus phonologischen Prozessen wie Lenisierung hervorgeht, durch prosodische Prozesse hervorgerufen oder verbreitet werden kann (S. 30). Allerdings stellt sich mit der Verfasserin die Frage, ob dieses unter Laborbedingungen methodisch sorgfältig gewonnene Resultat (schriftinduzierte Leseaussprache, künstlich variierte auditive Inputs) dem entspricht, was unter Alltagsbedingungen unter dem Einfluss standard- und schriftsprachlicher Kontexte gesprochen und wahrgenommen wird, denn letztlich vollzieht sich Laut- und Sprachwandel in und durch die Sprachpraxis der jeweiligen Sprachgemeinschaft.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

Auch im folgenden Beitrag „Neutralisierung lexikalischer Unterschiede im europäischen und brasilianischen Portugiesisch: Interaktion von Sprachproduktion und Perzeption“ von CONCEIÇÃO CUNHA geht es um Neutralisierung, hier allerdings um prosodische Unterschiede im europäischen (EP) und brasilianischen Portugiesisch (BP), die in bestimmten Fällen im EP durch Vokalschwächung in unbetonten Silben zu Homophonie und damit zur Neutralisierung lexikalischer Unterschiede führen. Am Beispiel von *crer* (‘glauben’) vs. *querer* (‘wollen’) und *prece* (‘Gebet’) vs. *perece* (‘untergehen’), die im EP als Homonyme, im BP als Minimalpaare erscheinen, will die Verfasserin klären, ob bei der Wahrnehmung der Realisierung der beiden jeweiligen Lexeme durch eine EP- bzw. BP-Sprecherin Differenzen in der Wahrnehmung auftreten und ob Perzeptionsurteile mit der (intendierten) Produktion der Lexeme übereinstimmen. Die an der Schnittstelle von Phonetik und Phonologie ansetzende Untersuchung soll Aufschluss darüber geben, welche prosodischen und artikulatorischen Parameter die Diskrimination der Lexeme steuern und welchen Einfluss die jeweilige Portugiesisch-Varietät der Perzipienten (EP oder BP) auf den lexematischen Kontrast hat. Für die sehr detailliert beschriebene und gut dokumentierte Untersuchung konnte die Verfasserin auf Material ihrer Dissertation (2012) an der LMU München zurückgreifen. Erwartet wurde, dass die Perzeption der Unterschiede zwischen den /kr/, /pr/-Clustern und den KVK-Sequenzen /ker/, /per/ bei den von der BP-Sprecherin produzierten Stimuli besser gelang als bei EP-Daten. Stimuli mit velarem Anfangskonsonanten /k/ sollten schwieriger zu unterscheiden sein als Stimuli mit bilabialen Erstkonsonanten /p/. Da EP-Sprecher häufiger Homophondiskriminierung vornehmen müssen, sollten sie feinere Unterschiede wahrnehmen können als BP-Sprecher. KVK-Sequenzen sollten im EP enger koordiniert als im BP auftreten, das heißt, das zeitliche Längenverhältnis der Elemente und der Grad der artikulatorischen Überlappung sollte sich in beiden Varietäten unterscheiden. Die Studie bestätigte diese Annahmen im Wesentlichen, die jeweilige Sprecher-Varietät der Gewährspersonen hatte indes keinen signifikanten Einfluss auf ihre Wahrnehmung. Für die Verfasserin lassen die Resultate den Schluss zu, dass der im europäischen Portugiesisch zu beobachtende Sprachwandel, also die partielle Neutralisierung des lexikalischen Kontrastes, aus der Nicht-Übereinstimmung von Produktion und Perzeption herrührt.

CHRISTOPH PURSCHKE stellt in seinem Beitrag „Wort und Totschlag – Zur sozio-symbolischen Bedeutung sprachlicher Divergenz“ in Anlehnung an seine 2011 erschienene Dissertation im Wesentlichen die dort entwickelten theoretischen und mit Beispielen untersetzte Untersuchung von Wahrnehmungs- und Evaluationsprozessen vor. Hier liegt der Fokus auf der soziokulturellen Relevanz perceptiver Kategorisierungen sprachlicher Variation. Dazu will er „gruppensymbolische Prozesse sozialer Praxen, relevante Parameter von Hörerurteilen über Sprache und Aspekte der Soziosymbolik sprachlicher Phänomene“ in den Blick nehmen (S. 51). Nach einem den Titel des Beitrags illustrierenden historischen Exkurs kommt der Verfasser auf die besondere Rolle der Sprache bei der Ausbildung sozialer Praxen zu sprechen. Mit Verweis auf TOMASELLOS Konzept der „geteilten Intentionalität“ als Grundlage von sozialem Handeln in Gesellschaften will er anhand von Ergebnissen variations- und perzeptionslinguistischer Untersuchungen zeigen, von welcher grundlegender Bedeutung geteilte sprachliche Praxis für die lebensweltliche Orientierung sei. Dies geschieht zunächst an Ergebnissen von Studien zum Zusammenhang von dialektalen Unterschieden und Binnenwanderung anhand seiner eigenen Untersuchung. Probanden aus verschiedenen Dialektregionen wurden auf ihre Konzeptualisierung von Sprachräumen und die Wahrnehmung regionalsprachlicher Varianz getestet sowie nach ihren Spracheinstellungen und kulturellen

Orientierungen befragt. Im Ergebnis handeln Gruppen von Sprechern aus sprachlich ähnlichen Regionen „wechselseitig inkludierend bis hin zur Ausbildung gemeinsamer sozialer und sprachlicher Normen“, diejenigen aus sprachlich differenten Regionen hingegen wechselseitig exkludierend (S. 56), wobei sich „handeln“ nicht auf vollzogene, sondern hypothetische Tätigkeiten bezieht. Um den Zusammenhang von Wahrnehmung und Hörerurteil genauer zu fassen, hatte der Verfasser in seiner Dissertation den in der Forschung geläufigen Salienzbegriff in „Salienz“ und „Pertinenz“ ausdifferenziert. Sprachliche Variation markiere nicht nur die sozial-symbolische Gruppenzugehörigkeit durch Sprecher, sondern setze auch, wenn sie als sprachliches Zeichen aufgefasst wird, die Interpretation eines Hörers voraus. „Salienz“ von Varianten wäre in diesem (hier nur sehr verkürzt wiedergegebenen) Rahmen die Wahrnehmung sprachlicher Auffälligkeit, „Pertinenz“ die lebensweltliche Relevanz dieser Wahrnehmung. Ergänzt werden diese beiden Basiskategorien durch eine Wissenskomponente, auf deren Grundlage das Wahrgenommene evaluiert, gegebenenfalls modifiziert und in Handeln überführt wird.

Nach der Klärung des Begriffs „Italienisch“ als eine einheitsstiftende, aber nicht einheitliche Sprache, die mit Blick auf die sprachliche Wirklichkeit sprechsprachlich als standardnah mit regionalen Markierungen bestimmt werden müsse, untersucht NOEMI PIREDDA in ihrem Beitrag „Perzeption des Italienischen in Sardinien: Stadt und Land im Vergleich“ die Sprachensituation in Sardinien vor allem aus dieser diatopisch bestimmten Perspektive. Sardinien ist, wie Italien insgesamt, ein mehrsprachiger Kommunikationsraum, in dem (neben sardischen Dialekten) regiolektale Varianten des Italienischen gesprochen werden, auf der Mikroebene liegt eine noch komplexere Situation vor, neben dem *italiano regionale* existiert auch ein *italiano locale*. Die sardischen Dialekte und die entsprechenden (in der Forschung uneinheitlich bestimmten) Varietätenräume bilden die Folie, auf der die Verfasserin den „prototypischen Kommunikationsraum eines autochthonen [...] sardischen Sprechers“ rekonstruieren will, anhand dessen sich „die komplexen Kommunikationsverhältnisse“ und „alle damit verbundenen Variablen“ des *italiano regionale* exemplarisch analysieren lassen (S. 69). Um die Dynamik im Verhältnis von lokalen und regionalen Varietäten zu untersuchen, hat die Verfasserin Material aus halbstrukturierten Interviews von insgesamt 30 Sprechern aus verschiedenen Orten gewonnen, das diatopische phonologische Varianz und Metaphonien aufweist und zunächst eine regionale Zuordnung ermöglicht. Ortsbezogene Varianz findet die Verfasserin nur auf phonetischer Ebene, doch ließen sich auf Grund der Datenumenge lokale und ideolektale Besonderheiten nicht zuverlässig trennen. Den Sprechern seien allerdings, so wird erwartet, die Unterschiede zwischen den lokalen Varietäten bewusst, mithin setzt die Verfasserin darauf, dass die „Sprecherperzeption [...] einen Beitrag zur Interpretation der Produktionsdaten leisten“ könne (S. 73). Im Ergebnis wurde die Mehrheit der Stimuli von den Gewährspersonen zutreffend verortet, vor allem differenzierten sie deutlich zwischen städtischer (Cagliari, Sassari) und ländlicher Provenienz. Ein autochthone sardische Sprecher „besitzt grundsätzlich die Fähigkeit, die Herkunft anderer Sarden anhand der Verwendung des *italiano parlato* anzugeben.“ (S. 79) Vor allem für städtische Varietäten sind phonetische und prosodische Merkmale zur Verortung relevant, hinzu kämen nicht näher spezifizierte „assoziative Kriterien“. Im Laienwissen dieser Sprecher sei Sardinien nicht als einheitlicher Sprachraum repräsentiert, sondern als ein pluridimensionaler, nach unterschiedlichen Kriterien konstruierter kommunikativer Raum, der im Wesentlichen aus verschiedenen *italiani locali* bestehe. Der Beitrag legt insgesamt weniger den Fokus auf theoretische und methodische Aspekte der Studie, sondern gibt, wenn

auch in sehr komprimierter Form, einen instruktiven Einblick in einen komplexen, mehrdimensional strukturierten Sprachraum.

Auch der Beitrag von EVELYN GLOSE und ELISSA PUSTKA „Sprachen und Identitäten auf Les Saintes (Guadeloupe): Repräsentationen – Produktionen – Perzeptionen“ führt uns auf eine Insel mit mehrsprachiger Population, der Fokus liegt hier allerdings auf (De)Kreolisierungsprozessen mit Französisch als *lingua franca*. Nach Ansicht der Verfasserinnen bilden die Daten des ALPA („Atlas linguistique des Petites Antilles“) die Sprachensituation auf Les Saintes unzureichend ab und vermuten im „Idiom“ der „kleinen Weißen“ gar „den Schlüssel zur Kreolgenese.“ (S. 88) Das „Halbkreol“ dieser ärmeren „Petit-Blancs“ bilde für das wenig erforschte „vielversprechende Untersuchungsfeld“ (S. 89) enormes Erklärungspotential für eine korpusbasierte Studie, die mit Verfahren der perzeptiven Varietätenlinguistik die sprachlichen Besonderheiten des Kreols von Les Saintes identifizieren und von sprachlichen Mythen abgrenzen will. Insgesamt 40 Gewährspersonen sollten in einem *forced-choice*-Test Sprechproben, die aus einer von zwei Sprechern aus Les Saintes und Guadeloupe erzählten Bildergeschichte extrahiert worden waren, einem der beiden Orte zuordnen, was in der Mehrzahl gelang. In einem Fragebogen sollten die Gewährspersonen Einschätzungen und Beurteilungen zu beiden Kreols angeben und in einer auf den Perzeptionstest folgenden „Selbstanalyse“ die Merkmale benennen, anhand derer sie die beiden Varianten des Kreols identifiziert hätten. Allerdings verzichteten die Verfasserinnen auf die Analyse der Produktionsdaten und damit auf die Möglichkeit, die jeweils eigene Sprachpraxis der Gewährsperson mit ihrem Hörerurteil in Beziehung zu setzen. Jedoch bleiben die Ergebnisse der Studie hinter den anfangs geweckten Erwartungen zurück. Bei den sprachlichen Merkmalen hat sich die Rundung bzw. Entrundung frontaler Vokale als Schibboleth erwiesen und andere phonetisch/phonologische oder prosodische Merkmale, die auch zur Identifikation der Varietäten hätten führen können, überdeckt, was mit einer besseren Auswahl der Stimuli hätte vermieden werden können. Die quantitative Auswertung der Perzeptionstests in Form von Prozentverhältnissen erscheint durch unkontrollierte Variablen nur bedingt aussagekräftig, vor allem der Gegensatz zwischen „Schwarzen“ und „Weißen“ (so die von den Verfasserinnen unhinterfragt verwendete Terminologie zur ethnischen Differenzierung der Population) wird als dominante Identitätszuschreibung und die Sprachverhältnisse auf den Inseln prägender Faktor zwar mehrfach angesprochen, aber in der Studie selbst nicht systematisch berücksichtigt. Und dies aus einem einfachen Grund: Mit der gewählten Methode können Selbst- und Fremdzuschreibungen und damit die Identitätskonstitution durch Face-to-Face-Kommunikation in einer ethnisch wie sozial differenzierten Gesellschaft nicht abgebildet oder nachvollzogen werden. Eine Reihe anderer Fragestellungen werden als Desiderate formuliert, so dass die Studie insgesamt eher Grenzen als Möglichkeiten einer perzeptionslinguistisch basierten Varietätenlinguistik aufzeigt.

In seinem Beitrag „Semantics and perception. A round-up of key areas of interest and a plea against the separation of linguistic meaning from encyclopedic knowledge“, der die Abteilung „Inhalt“ einleitet, gibt HANS-JÖRG SCHMID einen selektiven Überblick über Theorien zur Wort- und Satzsemantik, die „Bedeutung“ (*meaning*) nicht als autonome Eigenschaft sprachlicher Strukturen, sondern als Ergebnis von wahrnehmungsbasierten Konzeptualisierungen verstehen. Er bezieht sich dabei vor allem auf LAKOFFS Modellierung von Kognition als „experiential realism“ (LAKOFF 1987). Wahrnehmung, Weltwissen und Bedeutungskonstitution seien als Teil sprachlich basierter Kognition zu betrachten. Belege für die These fänden sich zunächst bei räumlichen Ausdrücken,

dann weniger offensichtlich bei syntaktischen Kategorien und Strukturen. Grundlegend sind für SCHMID morphologisch einfache Basislexeme, deren Semantik als Resultat aus (im Beitrag nicht hinterfragtem) Weltwissen, Perzeption und sprachlicher Praxis aufgefasst werden könne. Auf dieser Grundlage könnte dann die Semantik morphologisch und kategorial komplexerer Wörter beschrieben werden, etwa als metaphorische oder metonymische Extension der Grundbedeutung.

So hängt das Verständnis von Deiktika trivialerweise unmittelbar von der situativen Wahrnehmung ab, während der Verfasser für die weniger offensichtliche wahrnehmungsbezogene Motiviertheit von eher kontextfreien räumlichen Ausdrücken auf „image schemas“ (JOHNSON 1987) im Sinne von Konfigurationen verkörperlichter Erfahrung verweist. Postuliert wird ein räumliches Orientierungswissen, das mit Begrifflichkeiten der Gestaltpsychologie beschrieben werden kann. Hier wie auch an vielen anderen Punkten des Beitrags bezieht sich der Verfasser auf das gestalttheoretische Paradigma von *figure* vs. *ground*, was insbesondere bei dem Versuch, die Bedeutung syntaktischer Strukturen auf der Folie von Salienz zu explizieren, teilweise zu analogisierenden Argumentationsfiguren führt. Auch wenn die von SCHMID zitierten Forschungsergebnisse teilweise empirisch unterlegt sind, bewegt sich der Beitrag dezidiert auf der Beschreibungsebene, was sich insbesondere dann als problematisch erweist, wenn die soziopragmatische Dimension sprachlicher Praxis so gut wie ausgeblendet wird. Perzeptionslinguistische Kategorien wie Salienz und der Rekurs auf Wissensbestände sind jedenfalls aus Sicht des Rezensenten kontextabhängig und werden interaktiv realisiert und gegebenenfalls modifiziert.

In ihrem Beitrag „Do German and English speakers conceptualize perceived spatial scenes differently?“ überprüft und verfeinert FRANZISKA GÜNTHER die von CARROLL / VON STUTTERHEIM 1993 publizierten Beobachtungen zu Unterschieden bei der sprachlichen Realisierung räumlicher Beziehungen, die möglicherweise auf unterschiedliche Konzeptualisierungen oder habitualisierte Wahrnehmungsmuster von englisch- und deutschsprachigen SprecherInnen verweisen. Nach CARROLL / VON STUTTERHEIM sollen englischsprachige Gewährspersonen die Lage von Objekten im Raum eher mit Bezug auf Referenzobjekte, etwa durch Anaphern oder Präpositionalgefüge ausdrücken, während deutschsprachige Gewährspersonen häufiger den Bezug zum Raum mit Rückgriff auf unterschiedliche Koordinatensysteme und Konstruktionen mit Hilfe von Dimensionsadverbien ausdrücken. Einige der Fragestellungen, die sich aus diesem Befund ergeben, verdichtet die Verfasserin zu zwei Annahmen, die sie experimentell anhand einer Konfiguration überprüfen will, bei der ein Objekt auf einem anderen so angeordnet wird, dass seine Lage aus der Beobachterperspektive mit Hilfe von zwei Dimensionsausdrücken und topologischen Präpositionen (vorn/hinten, links/rechts, auf/unter) hinreichend genau beschrieben werden kann (DimDim(Top)).

So sollte sich bei englisch- und deutschsprachigen Gewährspersonen die jeweils unterschiedliche Verwendung von raumfokussierenden adverbialen Realisierungen und objektfokussierenden nominalen Realisierungen bei der Beschreibung von DimDim(Top)-Konfigurationen zeigen. Für die stärker objektfokussierte Perspektive von Englischsprechern sollte, so die zweite Annahme, die Form des jeweiligen Referenzobjekts und seine Teil-Ganzes-Beziehung einen deutlich größeren Einfluss auf die constraint-basierte Selektion verfügbarer sprachlicher Mittel haben als bei deutschsprachigen Gewährspersonen. Im Ergebnis müssen beide Hypothesen differenziert werden: Die Sprecher beider Sprachen verfügen über sprachliche Mittel, die objekt- wie raumbezogene Perspektivierungen abbilden, verwenden diese wie erwartet aber in unterschiedlicher Frequenz. Hinsichtlich der zweiten Hypothese beeinflusste allerdings die Form des Referenzobjekts (eckig, rund,

unregelmäßig) die sprachliche Realisierung beider Sprechergruppen in unterschiedlicher Weise, wobei an dieser Stelle zumindest Literaturhinweise zur Raumwahrnehmung und zu unterschiedlichen Dimensionsausprägungen in den Darstellungen der Referenzobjekte (2- oder 3-Dimensionalität, Wahrnehmung eines visuellen Zentrums etc.) wünschenswert gewesen wären. Zusammenhänge zwischen der Beschaffenheit des Referenzobjekts und unterschiedlicher sprachlicher Mittel ihrer Beschreibung rücken eine mögliche Sprachabhängigkeit räumlicher Wahrnehmung durch Verwendung konventionalisierter Muster sprachlicher Raumrepräsentationen in den Blick – und damit die allgemeinere Fragestellung nach dem Einfluss von Sprache auf nicht-sprachliche Kognition, der die Verfasserin in weiteren Untersuchungen nachgehen will. Dankenswerterweise notiert sie auch offene Fragen wie etwa den Einfluss von Kontextbedingungen und verweist hier wie an anderen Stellen auf ihre im Anschluss (2016) publizierte erweiterte Dissertation.

In ihrem Beitrag „Warum der Bauer *Bauer* heisst?“ gibt DANIELA MARZO einen systematischen Überblick über Taxonomien, Elizitierungsverfahren und Teilergebnisse von lexikalischer Motivation an der Schnittstelle von morphologischen, semantischen und perzeptionslinguistischen Fragestellungen zur Struktur und Erweiterung des Lexikons von Einzelsprachen. Sie verweist dabei insbesondere auf KOCH (2001) und eigene Untersuchungen. Mit guten Argumenten kritisiert sie die begrenzte Erklärungsmächtigkeit linguistischer Introspektion und diskutiert verschiedene Verfahren zur Elizitierung von Daten linguistischer Laien. Nach KOCH (2001) liege dann lexikalische Motivation vor, wenn formale wie inhaltliche Beziehungen zwischen mehreren lexikalischen Einheiten wahrgenommen würden. Die Verfasserin plädiert deshalb für empirische Verfahren, die den Gewährspersonen möglichst geringe Vorgaben hinsichtlich der lexikalischen Motivationspartner, der Motivationsrichtung („x kommt von y“) und inhaltlichen Kontiguitätsbeziehungen machen. Bekanntermaßen neigen Sprachbenutzer zu Versuchen, formale Ähnlichkeit als Verwandtschaftsbeziehungen zu interpretieren und unterliegen damit nicht selten als „Volksetymologen“ dem Spott professioneller Linguisten. Tatsächlich aber handelt es sich hier um Laientheorien, die unter anderem die Wahrnehmung sprachlicher Phänomene in der Interaktion steuern, das Verstehen von semantisch komplexen Äußerungen wie zum Beispiel Metaphern sichern und auch für Verfahren zur Erweiterung des Wortschatzes durch Neubildungen relevant sind. Zur Beobachtung dieser Laientheorien *in actu* wären am ehesten die von der Verfasserin vorgeschlagenen Produktionsexperimente geeignet, doch leider geht sie auf Genese und Struktur dieser Laientheorien nicht näher ein.

Positionsangaben im Französischen und Deutschen macht LIANE STRÖBEL zum Gegenstand ihres Beitrags „Grenzen und Spielräume der sprachlichen Kodierung räumlicher Wahrnehmung. Am Beispiel von Positionsangaben im Französischen im Vergleich zum Deutschen“. Ähnlich wie im vorangehenden Beitrag geht es um den Zusammenhang von räumlicher Wahrnehmung und ihrem sprachlichen Ausdruck, hier nun am Beispiel der deiktischen Eigenschaften von Verben wie *sitzen*, *liegen*, *hängen* etc. Die Verfasserin greift auf eine Variante der aus der Gestalttheorie bekannten Figur-Grund-Relation zurück, wobei hier die unbewegten Referenzobjekte den Grund bilden, zu dem die beweglichen, zum Teil belebten „Figuren“ in räumliche Beziehungen treten. Derart (unhinterfragt) als salient etikettierte Objekte bilden auch die grammatischen Subjekte in den Beispielsätzen. Wie die Verfasserin am Beispiel von *liegen* und *stehen* anhand von Tests mit deutschen und französischen Muttersprachlern und zweisprachigen Kindern zeigt, werden im Französischen Positionsangaben fast ausnahmslos mit Blick auf die sensomotorischen Fähigkeiten einer belebten „Figur“ realisiert (*Le nain est couché sur le pré*/**Le briquet est couché sur la table*), während im Deut-

schen alle möglichen Dinge liegen oder stehen können (*Der Zwerg liegt auf der Wiese/Der Backstein liegt auf dem Tisch*). Die Frage, ob aus den hier nur im Ausschnitt wiedergegebenen unterschiedlichen sprachlichen Realisierungen in den beiden Sprachen Rückschlüsse auf unterschiedliche Wahrnehmungen gezogen werden könnten, beantwortet die Verfasserin mit einem klaren „nein“. Sie stützt diese Auffassung mit dem aus meiner Sicht eher schwachen, empirisch kaum zu unterstützenden Argument, dass diese Unterschiede auf verschiedene „Filter“ bei der sprachlichen Kodierung bzw. der Umsetzung der Perzeption in Sprache schließen lasse. Das reichhaltige Material, das sie in ihrem Beitrag ausbreitet, taugt jedenfalls nicht als Beleg dafür, Perzeption, mentale und sprachliche Repräsentation von räumlichen Beziehungen so als Prozess zu strukturieren, dass die Relativitätshypothese damit aus dem Feld geschlagen wäre.

Ein augenfälliger Kandidat für die Untersuchung der Zusammenhänge von Wahrnehmung und ihrem sprachlichen Ausdruck sind synästhetische Adjektive, die mit einem Sinnesorgan perzipierte Eigenschaften eines Objektes mit Rückgriff auf qualifizierende Bezeichnungen anderer Wahrnehmungsdomänen verbalisieren. Dies trifft vor allem auf musikalische Höreindrücke zu, die häufig mit Adjektiven zur Benennung haptischer, olfaktorischer, gustatorischer und vor allem visueller Sinneswahrnehmungen ausgedrückt werden. Die Systematik dieser Domänenverschiebung am Beispiel des Französischen untersucht ANKE GRUTSCHUS in ihrem Beitrag „Von warmen Klängen und dunklem Timbre: Synästhesien in der Musikbeschreibung“ mit Rückgriff auf WILLIAMS (1976). WILLIAMS applizierte die (nicht neue) Hierarchisierung der Sinneseindrücke auf neuere Metaphertheorien, indem er als häufigste Quelldomäne den „niederer“ Tastsinn und als Zieldomäne die „höhere“ auditive Wahrnehmung beschreibt. Von den verschiedenen Erklärungsansätzen der hier postulierten Unidirektionalität von metaphorischen und metonymischen Übertragungen bei synästhetischen Adjektiven folgt die Verfasserin der Akzessibilitätshypothese, nach der die Wahrnehmungen der niederen Sinne als konkret und damit kognitiv leichter zugänglich aufgefasst werden als die der höheren Sinne, was sich auf ein einfaches kognitives Prinzip zurückführen lasse: Komplexere und abstraktere Zielbereiche werden mit Hilfe von konkreteren, unmittelbar erfahrbaren Quellbereichen konzeptualisiert. Die genannten Akzessibilitäts- und Unidirektionalitätshypothesen werden von der Verfasserin anhand der Analyse eines Korpus von Bezeichnungen für Toneigenschaften in französischen Fachtexten überprüft und bestätigt, wobei erwartungsgemäß haptisch und visuell motivierte Quellbereiche dominieren. Allerdings wird, wie ein Blick auf die intensive Diskussion zum Zusammenhang von sinnlicher Wahrnehmung und Denken im 18. Jahrhundert zeigen könnte, hier außer Acht gelassen, dass Schall- und Schallwahrnehmung auf der Grundlage vorhandener Theorien zur Optik und visuellen Wahrnehmung modelliert wurden, während die Wahrnehmung der niederen Sinne meist nur unter physiologischen Aspekten bearbeitet wurde. In diesem Kontext wurde für die Versprachlichung von Höreindrücken und zur Beschreibung gerade musikbezogener (Syn)ästhetik in hohem Maße das lexikalische Material zur Bezeichnung *visuelle* wahrgenommener Eigenschaften von Objekten verwendet, mithin des „höchsten“ Sinns in der Wahrnehmungshierarchie. Mit anderen Worten: Die hier als kognitives Prinzip in Anspruch genommene These von der Unidirektionalität der Übertragungen von einfachen auf komplexe Wahrnehmungsbereiche wird, gerade was die Musik als hochkulturelles Medium der Moderne betrifft, zu einem guten Teil konterkariert von der alltagstheoretisch, nicht primär kognitiv basierten Analogisierung von akustischen und optischen Phänomenen.

Den Abschluss des Bandes bildet THOMAS KREFELD mit seinem Beitrag „Mit einem hellen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

Kinderlachen – echte multimodale Effekte und falsche Metaphern“. Mit Verweis auf ein in der Einleitung des Bandes vorgeschlagenes „perzeptives Zeichenmodell“ will der Verfasser „die unvermittelte Gegenüberstellung von ‚abstrakten‘ Inhalten und Konzepten [...] und ‚konkreten‘ Formen und Referenten [...]“ überwinden (S. 204). Kern dieses Modells ist eine wahrnehmungsbezogene Reformulierung der zeichentheoretischen Form-Inhalt-Dichotomie. Wenn die Konzeptbildung in frühen Verarbeitungsstufen sensorischer Stimuli, wie sie sich zum Beispiel in der multimodalen Verarbeitung optischer und akustischer Stimuli beim Sprechen/Hören und auch beim Lesen zeigt, vernachlässigt werde, führe dies zu verzerrten oder verkürzten Darstellungen in der Semantik, wie der Verfasser im Folgenden am Gebrauch von metaphorischen und metonymischen Erklärungen zeigen will. In der (gestalttheoretisch modellierten) Figur-Hintergrund-Wahrnehmung mit der damit verbundenen Fähigkeit der Wiedererkennung von Objekten in wechselnden Umgebungen sei die „primäre Basis“ der Lexikalisierung zu finden. Dies zeige sich in der Übertragung perzeptiv evidenter Kategorien bei der Lexikalisierung von Konzepten, die sich nicht auf perzeptiv Evidenz stützen können, wie zum Beispiel die Bezeichnung von Zeit-Kategorien durch Raum- und Bewegungskategorien. Diese Übertragungsprozesse werden in der Semantik als Assoziation (Metonymie) und Similarität (Metapher) gehandelt, wobei diese nicht aus der abstrakten Verknüpfung von Konzepten entstehen, sondern dadurch, dass ein Referent und eine perzeptiv vermittelte Repräsentation verknüpft werden. Hinter der Semantik steckt also Sensorik, wie der Verfasser den Abschnitt über die Lexikalisierung unterschiedlicher Wahrnehmungsmodalitäten überschreibt, wobei die unterschiedliche Reichhaltigkeit und lexikalische Struktur der Bezeichnungen bezogen auf die einzelnen Sinne nicht zufällig sei. Hinzu kommen zahlreiche multi- und kreuzmodale, mithin polyseme Bezeichnungen, die der Verfasser als Reflex der zugrundeliegenden gleichen neuronalen Signalverarbeitung deutet und die auf unterschiedlich motivierte Korrespondenzen zwischen den unterschiedlichen Wahrnehmungsmodalitäten verweisen. So sei es „unter Berücksichtigung der Neurologie [...] geradezu trivial, wenn Helligkeit und Lautstärke mit ein- und demselben Ausdruck bezeichnet werden.“ (S. 208) Gerade kreuzmodale Korrespondenzen, zu denen auch „echte“ Synästhesien zählen, sind aus Sicht des Verfassers ein Beleg dafür, dass metaphorisch entstandene Polysemie sich nicht auf der Ebene von Konzepten, sondern im Zusammenhang mit der neuronalen Verarbeitung von Wahrnehmung herstellt, mit entsprechenden Konsequenzen auch für den Spracherwerb. Dieser Versuch, die lexikalische Semantik vom Kopf auf ihre wahrnehmungs- und neurophysiologischen Füße zu stellen, ist freilich aus Sicht der Sprach- und Wissenschaftsgeschichte nur in Grenzen plausibel. Das heute vorhandene, auf verschiedene Wahrnehmungsmodalitäten bezogene Lexikon kann kaum auf die aller Reizwahrnehmung zu Grunde liegende neuronale Signalverarbeitung rückgeführt werden, sondern ist in seiner Genese und Struktur das Resultat einer seit dem 17. Jahrhundert andauernden Debatte um das Verhältnis von sinnlicher Wahrnehmung und Denken. So liefern die historisch jeweils vorhandenen physikalischen Theorieentwürfe – zunächst Optik (NEWTON), dann Akustik (SAUVEUR) – das teilweise metaphorische lexikalische Inventar für die darauf bezogenen Wahrnehmungshypothesen und alltagssprachlichen Bezeichnungen.

Insgesamt bieten die Beiträge des Sammelbandes, die überwiegend mit Dissertationsprojekten der AutorInnen verbunden sind, einen guten und im Detail auch neuen Einblick in perzeptionslinguistische Fragestellungen und Methoden. Auffallend ist, wie stark sich die meisten Beiträge auf Methoden- und Theoriedebatten der eigenen Disziplin – hier die Romanistik – beziehen und Diskussionen, beispielsweise zur Salienz, wie sie zeitgleich im Kontext perzeptionslinguistisch ori-

entierter dialektologischer und variationslinguistischer Untersuchungen des Deutschen geführt wurden, kaum rezipieren.

Literatur

- CARROLL, MARY / CHRISTIANE VON STUTTERHEIM (1993): The representation of spatial configurations in English and German and the grammatical structure of locative and anaphoric expressions. In: *Linguistics* 31 (6), 1011–1041.
- JOHNSON, MARK (1987): *The body in the mind. The bodily basis of meaning, imagination and reason.* Chicago/London: University of Chicago Press.
- KOCH, PETER (2001): Lexical typology from a cognitive and linguistic point of view. In: HASPELMATH, MARTIN / EKKEHARD KÖNIG / WULF OESTERREICHER / WOLFGANG RAIBLE (Hg.): *Language Typology and Language Universals. An International Handbook.* Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 20.2), 1142–1177.
- LAKOFF, GEORGE (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind.* Chicago/London: University of Chicago Press.
- WILLIAMS, JOSEPH M. (1976): Synaesthetic adjectives: a possible law of semantic change. In: *Language* 52 (2), 461–478.

JOACHIM GESSINGER

Potsdam, E-Mail-Adresse des Autors: <gessinger@uni-potsdam.de>

